Das
Spiel des Todes.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Sechstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1851.

Digitized by Google

Das
Spiel des Todes.

Von

Paul Féval.

Aus dem Franzöſiſchen.

Sechſtes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Baſſe.
1851.

Digitized by Google

Romblon-Raiſon.

(Fortſetzung.)

In dem Roſenbeete kauerte fortwährend der Bettler und ſchrieb auf ſeinem Kniee. Olivette und Fargeau trennten ſich, nachdem ſie ſich gegenſeitig verſprochen hatten, daß ſie ſich am Abende in dem Dianatheater wieder treffen wollten. Olivette übernahm es, die handelnden Perſonen für das Vorſpiel mitzubringen. Der Bettler ſprang wieder über die Baluſtrade, legte ſein Papier in Form eines Briefes zuſammen und klebte denſelben zu. Eine Adreſſe ſetzte er nicht auf den Brief.

„Ich weiß Alles und weiß doch nicht viel," murrte er, „denn ich habe den Schlüſſel nicht. — Das iſt ein Wirrwarr, welches nicht zu durchſchauen iſt. Wenn ich mit dem Manne Geſchäfte gemacht hätte," fuhr er dann fort, indem er aus der Ferne Fargeau anſchaute, der eben in die Rue Madame eintrat, „ſo hätte ich vielleicht das große Loos gezogen, aber ich fürchte mich zu ſehr vor ihm. — Der wird Satanas ſelbſt betrügen, wenn er erſt in die Hölle geſtürzt iſt. — Da iſt mir doch Ballon lieber."

An der Ecke der Rue Madame und der Rue de Vaugirard

fand er einen ehrlichen Auvergnaten, der ſich auf einen Eckſtein geſetzt hatte.

„Mein Guter," ſagte er zu ihm, indem er ihm einen Franken und den Brief ohne Adreſſe in die Hand gab, „Du wirſt in die Rue de l'Ancienne-Comédie Nr. 8 gehen, zu der Frau Marquiſe von Beaujoyeur."

Der Auvergnat ſchaute ihn mit gewaltig großen Augen an. Ein Bettler und giebt zwanzig Sous für die Beſorgung eines Briefes, die einen Weg von kaum fünf Minuten verlangt!

„Habe ich auf Antwort zu warten?" fragte er.

„Höre mich an," antwortete der Bettler. „Bei der Marquiſe wirſt Du einen dicken Herrn finden, der das Ausſehen eines unermeßlich reichen Mannes hat. Du ſagſt zu ihm: **Romblon**. Wenn er Dir darauf antwortet **Raison**, ſo übergiebſt Du ihm den Brief. Kannſt Du nicht zu ihm vordringen, ſo ſtellſt Du Dich vor die Thür und warteſt, bis der dicke Herr kommt."

„Was habe ich alſo zu ſagen?"

„Romblon."

„Romblon — Romblon — Romblon," wiederholte der Auvergnate, um ſich den Namen recht einzuprägen; „und er wird mir antworten?"

„**Raison.**"

„Steht die Sache mit der Politik in Beziehung?"

„Nein."

Der Auvergnate ging ab. Der Bettler eilte in der Richtung nach der Rue du Regard fort, um Herrn Fargeau zu folgen. Der Auvergnate dachte ſich unterwegs: „Schielt dieſer Bettler! — es iſt ſicherlich Verſtellung!"

Und er ging weiter.

„Romblon-Raiſon — Romblon-Raiſon. — Romblon-Raiſon —“

In Folge eines wunderbaren Zufalles befand ſich in der Rue de l'Ancienne Comédie in dieſem Augenblick ein ſtattlicher Cavalier, welcher nach den Regeln des untadelhafteſten Dandysmus gekleidet war und auf den Trottoirs auf und niederging, während er ebenfalls zwiſchen den Zähnen wiederholte:

„Romblon-Raiſon — Romblon-Raiſon — Romblon-Raiſon —“

Der ſchöne Cavalier war eben in dem Hauſe der Frau Marquiſe geweſen und hatte daſſelbe wieder verlaſſen, weil er Niemand zu Hauſe gefunden. Der Auvergnate trat in das Haus ein und der ſchöne Cavalier blieb vor der Thür ſtehen. — Der Auvergnate kam wieder aus dem Hauſe heraus und ſtellte ſich als Wache auf das Trottoir. Der ſchöne Cavalier ſtand noch immer da und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken. Der Auvergnate betrachtete ſeinen Nachbar und dachte: „Der ſieht ziemlich reich aus!“

Dann fuhr er fort: „Wenn ich etwa zwei Stunden lang hier Wache ſtehen ſoll, ſo werde ich immerhin die zwanzig Sous des ſchieläugigen Bettlers ſauer genug verdienen. — Wir wollen doch einmal verſuchen! — Mit Erlaubniß, Bürger,“ ſagte er zu dem Cavalier, „dieſer Brief könnte vielleicht für Sie ſein. — Paſſen Sie auf: Romblon!“

„Raiſon!“ antwortete Mazurka, denn der ſtattliche Cavalier war Mazurka, unſer Mazurka, der ungeachtet ſeines Nachdenkens als endloſen Refrain die Worte wiederholte, welche

er in der Brieftaſche des Skeletts gefunden hatte: „Romblon-Raiſon.“

Der Bote reichte ihm den Brief hin, beſann ſich aber ſchnell wieder eines Andern.

„Ja, ſehen Sie,“ ſagte er und kratzte ſich hinter den Ohren, „der Herr, welcher den Brief bekommt, muß dick ſein!“

„Ich bin in den letzten Tagen bedeutend abgemagert,“ antwortete Mazurka.

„Das iſt etwas Anderes.“

„Gieb her!“

Da der Auvergnate noch immer zögerte, ſo entriß ihm Mazurka den Brief und drückte ihm dagegen ein Fünffrankenſtück in die Hand.

„Sakrrrrr!“ rief das Kind der Auvergne; „Ha! Donerrrr! Wetterrrrr! — Reich, wie ein Brunnen! — ja, das iſt der Rechte. — Giebt es keine Antwort für den Schieläugigen?“

„Schieläugigen?“ wiederholte Mazurka; „nein — gehe!“

Der Auvergnate kaufte ſich verſchiedene Schnäpſe und beſuchte am Abend ein Theater in den Champs-Elyſées Mazurka öffnete den Brief. Er erkannte ſofort die Handſchrift des Herrn Baptiſte, des Mannes mit der blauen Brille.

Der Brief —

Wir müſſen jedoch, bevor wir den Brief leſen, erklären, wie Mazurka aus ſeinem Loche gekommen war. Mazurka hatte eine ſchreckliche Stunde verlebt; eine von jenen Stunden, an die man ſein ganzes Leben denkt. Er war, gebrochen an Geiſt und Körper, beſiegt, verloren, ſchwächer, als ein Kind oder ein Weib, auf den kalten Boden des Kellers niedergeſunken. Er hatte auf

Digitized by Google

thörichte Weiſe ſeine Kräfte in dem Kampfe gegen die Thür verſchwendet, und war daher völlig erſchöpft. Da lag er denn auf den Goldſtücken und Thalern, rührte ſich nicht und hatte auch keine Gedanken mehr. Der kalte Todesſchweiß ſtand vor ſeiner Stirn. Selbſt die beiden Hoffnungen ſeines Lebens: Bertha und Lucienne, ſuchte er zu vergeſſen, um ſeinen Tod nicht noch ſchmerzhafter zu machen. Aber dennoch richteten ſich Bertha und Lucienne in dem finſtern Dunkel in ihrer ganzen Schönheit vor ihm auf, bald lächelnd, wie ſchöne Verſprechungen, bald weinend und um Hilfe flehend.

Ach! und Mazurka war ein Sterbender! Mazurka wollte gar nicht mehr leben!

O! das arme Kind! die blonde Lucienne, welche ihn lieben wollte, welche ihn bereits liebte und die er noch in ſeiner letzten Stunde anbetete. O! Bertha! Bertha! die wiedergefundene Bertha! ſeine Schweſter, ſeine Familie! — O! wie würde er ſie beide geliebt haben, Bertha und Lucienne, ſeine Schweſter und ſeine Frau — ſeine Frau und ſeine Schweſter! — O! der Wahnſinn kehrte wieder. Er ſprang empor, als hätte ihn der Schlag einer elektriſchen Batterie getroffen. Er preßte beide Hände vor ſeine Stirn. Ein furchtſames Wort kam von ſeinen zitternden Lippen: „Vielleicht!“ — Er hatte die beiden grünlichen, phosphoreſcirenden Punkte wiederum im Dunkel geſehen. Und wie der alte Honoré, ſo hatte auch er gedacht: „Wo die Katze hereinkommt, kann vielleicht auch ein Menſch durchſchlüpfen.“

Die athembare Luft, welche den Keller füllte, deutete ebenfalls auf irgend eine Verbindung mit der Außenwelt. Er fühlte neue Kraft. Seine Bruſt erweiterte ſich; ſeine Glieder reckten

ſich: er war wiederum der alte Mazurka, der den engliſchen Borern die Köpfe einwarf, die Italiener zum Fenſter hinausſchmiß, die Araber zu halben Dutzenden niedermachte und öſterreichiſche Majore mit Stroh ausſtopfte! Noch war er zwar nicht frei, allein er lag nicht mehr da, wie ein entmuthigtes Kind. Er trat leiſe einen Schritt vor, und die grünlichen Strahlen erloſchen plötzlich. Es war Mazurka, als habe er die Katze zwiſchen den Brettern hindurchſchlüpfen gehört. Er hatte noch ein Streichkerzchen. Nur noch eins. Er zündete es an und ſuchte. Drei Viertel der Kerze brannten ab. Mazurka ſah nichts. Die Todesangſt kehrte nach einem Augenblick der Hoffnung um ſo grauſamer wieder. Mazurka's Herz ſtockte. Als aber eben das Kerzchen abbrennen wollte, da flackerte das Flämmchen plötzlich. Mazurka knieete nieder. Ein Strom feuchter Luft traf ſein Antlitz. Er faltete die Hände und dankte Gott. Er hatte neues Leben errungen. Schnell riß er ein Blatt aus der Brieftaſche des Vater Romblon und ſchrieb die drohenden Zeilen auf, welche Guérineul den Erben Jean's von der See überbrachte.

Dann ſprang er entſchloſſen in das Loch. An derſelben Stelle war er zwölf Stunden früher in den Keller eingedrungen. Es war eine Art engen Schachts, der die Form einer Barometerröhre hatte und deſſen kürzerer Schenkel in den Keller mündete. Das iſolirte Haus, welches der alte Honoré gewählt hatte, um die Schätze der Tontine aufzuheben, war das hiſtoriſche Haus des Chevalier C... B..., in welchem man zur Kaiſerzeit in Folge des Prozeſſes gegen Cadoudal ſo viele Waffen fand. Nie hatte man auch nur eine Taſchenpiſtole in das Haus des Chevaliers tragen geſehen, und dennoch enthielt

der Keller fünfhundert Flinten. Der Schacht hatte seine Rolle gespielt. Seitdem hatten Kies und Gras die Fallthür überzogen. Niemand, auch nicht einmal unser Freund, das Gespenst, kannte das Vorhandensein des Schachtes, dessen oberer Theil hinter dem Hause in einem verlassenen und lediglich durch ein Staket von vermodertem Holze gesicherten Hofe mündete.

Es machte Mazurka viel Mühe, in dem Schachte hinanzuklimmen. Leichter war das Hinabgleiten gewesen. Da ihm durchaus keine Erinnerung von dem Wege geblieben war, welchen er in der verwichenen Nacht zurückgelegt hatte, so wußte er auch nicht, wohin er kommen werde. Es war in dem Schachte eben so dunkel, wie in dem Keller. Wie gewaltig war aber seine Freude, als durch die Spalte der Fallthür der erste Strahl oder vielmehr nur Schimmer des Tagelichts zu ihm gelangte! Seine Herz wurde mit Wonne erfüllt. Er stieß ein Hurra! aus, wie in den Stunden des Kampfes, wenn er mit geschwungenem Säbel in die Reihen der Oesterreicher eingesprengt war. Nun fühlt er keine Ermüdung mehr! er stieg und stieg, und bald hob sein Kopf die Fallthür. Mit entzückten Augen blickte er den Himmel an. Er war frei. Ha! wehe nun den Spielern des Todes!

Dennoch war nicht Alles beendet. Mazurka war in einem kläglichen Zustande aus dem Loche hervorgekommen. Seine Kleidung war von oben bis unten beschmutzt, so wie auch sein Angesicht und seine Hände. Er hatte keinen Hut mehr. Kurz, er befand sich in einem Zustande, in welchem man einer Arretirung ungemein ausgesetzt ist. Kaum war er auch über das Staket hinweggeschritten, als ein lauter Schrei am andern Ende der Straße erscholl. Mazurka wollte sich

eben orientiren, um ſich gelegentlich wieder hierher finden zu können, wurde aber auf unangenehme Weiſe in ſeiner Orientirung geſtört.

„Da iſt er! Da iſt er!“ ſchrie man; „haltet ihn!“

Ein ehrlicher Mann bleibt ruhig ſtehen, wenn ein Quiproquo von ſolcher Art ihm den Weg verſperrt. Denn es war offenbar ein Quiproquo. Er ſah Soldaten, Bürgerwehrmänner und anderes Volk. Man ſuchte einen Dieb. Da ſah man einen Mann aus der Erde emporſteigen und rief: „Halt!“ und das war ganz in der Ordnung. — Mazurka wollte anfangs ſtehen bleiben, doch nahm er bald ſeine Beine unter die Arme und lief in größter Eile davon. Er hatte an die Folgen ſeiner ausnahmsweiſen Lage gedacht. Er hatte keine andern Papiere bei ſich, als die Brieftaſche des Papa Romblon, welche bei dem Richter keine große Empfehlung geweſen ſein würde. Wenn auch Alles auf das Beſte abging, ſo hatte er dennoch eine Haft von einigen Tagen zu befürchten. Er ſprang auf das benachbarte Grundſtück, wo ſich ſpäter der Bettler niederließ, und lief davon, während zwei oder dreihundert Müßiggänger, Poliziſten und Wehrmänner ihm nachſchrieen und nachliefen. Allein er hätte den Namen Mazurka nicht verdient, wenn er keine guten Beine gehabt hätte. In wenigen Minuten hatte ihn die Menſchen-Meute aus den Augen verloren, und er ſprang an der Ecke des Quai's Orſay, hinter dem Invalidenhauſe, in einen Fiaker, der in langſamem Trott mit ihm davon fuhr.

So war alſo Mazurka gerettet, aber unmöglich würde es ihm geweſen ſein, den Weg wieder zu finden, welchen er durch die Gaſſen, über die wüſten Plätze und zwiſchen den Niederlagen

von Bauſteinen hindurch, welche die gute Stadt Gros-Caillou ſchmücken, zurückgelegt hatte. Der Zufall hatte ihn auf Gold gebettet, auf zwei Millionen, die von ſeinem Vater herrührten. Und der Zufall ſchloß auch die Pforte des Schatzes wieder hinter ihm.

Hirt Jaume ſchreibt an den Schielenden.

Mazurka ließ ſich zu einem Schneider fahren und vertauſchte mit Hilfe einiger Louis, die er noch in der Taſche hatte, ſeine zerriſſene und beſchmutzte Kleidung gegen einen vollſtändigen Dandy-Anzug.

Dann begab er ſich in die Rue de l'Ancienne Comédie mit dem feſten Entſchluß, die Marquiſe, Romblon und die ganze geheimnißvolle Welt zu ſprechen, welche er bekämpfen und beſiegen mußte. Er zweifelte nicht, daß er Romblon-Ballon den geſtrigen Ueberfall verdanke. In dem Hauſe der Frau Marquiſe von Beaujoyeur war Niemand zu Hauſe. Mazurka verließ daſſelbe wieder und traf bei dieſer Gelegenheit mit dem Auvergnaten zuſammen, welcher das Sendſchreiben des Bettlers zur Beſtellung bekommen hatte. Mazurka hatte, wie wir ſchon oft bemerken mußten, noch immer keinen recht geſetzten Charakter, ſondern war äußerſt kindiſch. So hatte ihn denn in dem Keller die wunderliche und unerklärliche Zuſammenſtellung der Worte Romblon-Raiſon am meiſten überraſcht, und er wiederholte ſich während des Gehens fortwährend die Worte

Romblon-Raiſon. Als demnach der Auvergnate zu ihm ſagte: Romblon, ſo antwortete er ganz natürlich: Raiſon.

Und der Auvergnate übergab ihm den Brief. Mazurka durchſchritt die Straße und trat in die Paſſage du Commerce, um ungeſtörter leſen zu können.

Folgendes war der Inhalt des Briefes:

„Sie werden mein Letztes heute Morgen empfangen haben. Der Fargeau arbeitet, wie ein Teufel. Seine Liſt gegen Frau von Marans iſt vollkommen gelungen —"

„Frau von Marans!" unterbrach ſich Mazurka. „Ihre Mutter! — Wie kommt denn die dazwiſchen?"

Er las mit ſteigender Neugierde weiter:

„Alles geht drunter und drüber. Der Sohn iſt bei der Conſcription ausgehoben, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen wird. Ueberdieß hat man beſchloſſen, das Geld für einen Stellvertreter und das Depoſitum der Grièche wegzuſtipitzen, wodurch Frau von Marans durchaus zu Grunde gerichtet werden muß —"

„Was ſoll das Alles bedeuten?" fragte ſich Mazurka, der von einem Schauder ergriffen war.

Der Brief fuhr fort:

„— durchaus zu Grunde gerichtet werden muß, wenn ſie nicht bis heute Abend zwölf bis funfzehntauſend Franken anſchafft."

„Das Geld muß ſich finden," dachte Mazurka.

„Aber das iſt noch nicht Alles." fuhr der Brief fort; „Fargeau hat noch eine andere Liſt erſonnen. Der junge Doctor ſoll heute Abend in das Dianatheater gelockt werden, damit

er erkennt, was ſeine Mutter iſt. Zugleich werden alle Stammgäſte der Marquiſe anweſend ſein, um einen Höllenlärm zu machen."

„Was ſeine Mutter iſt!" wiederholte Mazurka, der ſich in einem unentwirrbaren Labyrinth verlor. „Das iſt irgend eine grauſige Falle! — Aber was ſeine Mutter iſt! — was bedeutet das?"

Er fuhr fort zu leſen:

„Sie werden einſehen, daß die Grièche wie eine Elſter ſchreien wird; man wird wüthend pfeifen — und der kleine Doctor Gabriel wird dann im beſten Augenblick eintreten. — Man kann nicht leugnen, daß dieſer Fargeau erſtaunliche Ideen hat. Der blonde Doctor iſt fähig, auf der Stelle zu erſticken."

Mazurka zerbrach ſich den Kopf. Alſo auch Lucienne's Familie wurde durch ein ſchweres Unglück bedroht! — Er erkannte bald, daß er ſeine Zeit verlieren würde, wollte er jetzt verſuchen, das Geheimniß zu ergründen. Ueberdieß zogen die folgenden Worte ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr auf ſich:

„Es iſt überflüſſig, Ihnen mitzutheilen, daß Fargeau von den Ereigniſſen der vergangenen Nacht nichts weiß, er müßte denn dieſelben an einem Orte erfahren haben, von welchem ich Ihnen bald mehr erzählen werde. Der Zufall hat gewollt, daß der Ungar gerade auf dem Hofe des famoſen Hauſes niedergemacht iſt, deſſen Lage ich Ihnen nun genau angeben kann."

„Gut," dachte Mazurka, „in dieſer Hinſicht bin ich nun wenigſtens im Reinen! Ich weiß, wem ich meine Prügel in der letzten Nacht zu verdanken habe!"

„Uebrigens muß ich nochmals auf den Ungar zurückkommen," fuhr der Brief fort, „denn Herr Fargeau hat im Namen

desſelben an den Doctor Gabriel geſchrieben, um ihn wegen einer Ehrenſchuld zu mahnen —"

Mazurka's Arm ſank nieder. Nie hatte das Netz einer Spinne verwickeltere Fäden gehabt.

„Es iſt offenbar, daß Fargeau einen vollſtändigen Plan hat. Wenn Sie die zwei Millionen haben wollen, ſo müſſen Sie ſich beeilen und in den nächſten achtundvierzig Stunden ein Ende aus der Sache machen. Ich habe den ganzen Tag mit Kundſchaften, Belauſchen und Umherlaufen zugebracht. Sie ſind zu gerecht, als daß Sie nicht geſtehen ſollten, daß meine Entdeckung einen guten Lohn verdient. Da ich Ihnen die Mühe erſparen will, ſich nach der Höhe des Lohnes zu erkundigen, ſo theile ich Ihnen ſofort mit, daß ich Ihnen gegen lumpige funfzig Tauſendfrankenbillette die Nummer und Straße des famoſen Hauſes angeben werde, in welchem ſich die Sparbüchſe befindet."

Damit ſchloß der Brief. Die Unterſchrift fehlte. Mazurka war für einen Augenblick wie verdummt. Je länger er nachdachte, deſto dunkler wurde es in ſeinem Geiſte. Nur der eine Gedanke war ihm noch klar, daß Lucienne von einem ſchrecklichen Unglück bedroht werde. Sie wurde ihm darum noch tauſend Mal lieber. Sie um jeden Preis retten, das war das Nothwendigſte.

Aber durch welche Verkettung von Umſtänden war Frau von Marans —

Allein dergleichen Fragen hätten vierzehn Tage lang dauern können. Ein Mal wollte ſich die Wahrheit in ſeinem Kopfe Bahn brechen. Er hatte gleichſam eine flüchtige und plötzliche innere Anſchauung. Er errieth. Allein die Wahrheit kann bis-

weilen unwahrscheinlich sein, hat Boileau gesagt. Die Wahrheit erschien dieses Mal so romanhaft, daß er sie zurückwies. Er befragte seine Uhr, und diese zeigte auf halb Fünf. Etwa drei Stunden hatte er noch vor sich. In diesen drei Stunden mußte er sich die zwölf oder funfzehntausend Franken verschaffen, welche Lucienne's Mutter fehlten, mußte eine Gegen-Cabale organisiren und Mittel finden, um den Doctor Gabriel aus dem Dianatheater fern zu halten. Funfzehntausend Franken! Wenn man bedenkt, daß Mazurka in der vergangenen Nacht auf einem Bette von zwei Millionen geschlafen hatte! Aber er hatte nicht einmal daran gedacht, seine Taschen mit Goldstücken zu füllen, denn er war zu überzeugt gewesen, daß er den ganzen Schatz wiederfinden würde. Mazurka stieg in einen Miethwagen, indem er sich zurief:

„Zuerst muß Lucienne gerettet werden!"

Er war gewaltig beunruhigt, aber auch eben so sehr erfreut. Konnte er doch Lucienne beschützen, Lucienne's Mutter retten! Was Bertha betraf, so blieben ihm noch immer die Stunden der Nacht, um Romblon oder Baptiste bei der Kehle zu packen. Einer von den Beiden wußte gewiß, wo Bertha zu finden sei, und Mazurka besaß Recepte, um zu verschwiegene Schurken zum Sprechen zu bringen. Er rief dem Kutscher zu: „Nach dem Hôtel Bristol!"

Im Hôtel Bristol hatte sich Yaume, der ehemalige Hirt, ganz traurig in den Sorgenstuhl seines Herrn geworfen und rauchte in tiefer Wehmuth eine Panatellas-Cigarre. Seit dem Morgen erwartete er schon seinen Herrn. Anfangs hatte er sich getröstet: „Ich meine, daß er sich um die Frühstückszeit wieder einbürgern wird."

Und er hatte ein derbes und kräftiges Frühstück bestellt, denn Mazurka pflegte an jedem Morgen mit heiterm Muthe wacker zu frühstücken. Als das Frühstück aufgetragen und Mazurka noch nicht zurückgekehrt war, setzte sich Yaume an den Tisch und aß mit noch besserm Appetit, als Mazurka selbst gegessen haben würde.

„Ich konnte das unmöglich umkommen lassen," dachte er beim Nachtisch, gleichsam um seine Kühnheit zu entschuldigen.

Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und zündete sich eine von Mazurka's Cigarren an. Da er einen schweren Stein auf dem Herzen hatte, so trank er nach und nach mehre Gläschen, um diesen Stein hinwegzuschwemmen. Aber leider! vermochte nichts den armen Burschen zu erheitern!

„Ach, verdammt!" dachte er, „wohin mag sich doch der Herr Philippe verirrt haben? — Er hatte nicht schlecht, mit Uebermaß und ohne Mäßigung heute Nacht Madeira getrunken. — Männer, die nicht von Haus aus Säufer sind, sollten nie zu viel trinken"

Dann pfiff er ein weidliches Glas Cognac und fuhr fort:

„Der Trunk ist eine Albernheit, mit Ehren zu vermelden! Ein Trunkenbold steht unter den vierfüßigen Thieren, welche doch ohne Vernunft und verstandlos sind."

Mit dieser Meinung warf er sich in seinem Sorgenstuhle wieder zurück und blickte den aufsteigenden Wölkchen seiner Cigarre nach. Er langweilte sich so sehr, daß ihm nicht einmal einfiel, einen von jenen Gesängen zu singen, welche so vitriatisch sind, daß sie bewirken, daß der Kalk von der Wand fällt und die Fensterscheiben springen. Plötzlich erhob er sich und eilte an

Mazurka's Secretair. Er hatte, meiner Seel! seine kaum angebrannte Cigarre wie ein Gentleman hinweggeworfen!

„Da ich einmal ein Streben nach Belehrung habe," sagte er, indem er Feder, Tinte und Papier nahm, „so muß ich durchaus an den Schielenden schreiben!"

Das Feuer der Begeisterung strahlte aus seinen Augen und er schrieb mit Zaunstaken-Buchstaben, welche von dem Keller bis zum Dache reichten:

„Herr Baptiste!

„Da ich schon die Freude gehabt habe, Ihnen mitzutheilen, wie sehr ich wünsche, daß ich erfahren möchte, was ein Socialist ist, und da ich ferner weiß, daß Sie ein Erkundigungs-Geschäft haben, in welchem man suchen und finden kann, so bitte ich Sie durch Gegenwärtiges, mir deutlich auf die Frage zu antworten, die ich in dem Vorzimmer an Sie richtete, mit dem Versprechen, daß ich Sie gehörend bezahlen werde, obgleich ich nur im Dienste stehe und folglich wenig vermögend bin, aber mit der Gewißheit, daß man, wenn man könnte, vorziehen würde, Bürger zu sein, als bei Andern zu dienen, in welcher Erwartung ich mich Ihnen mit Wohlwollen empfehle.

„Yaume."

Aufmerksam überlas er nochmals den Brief und erstaunte über seine stilistischen Fähigkeiten.

„Das ist ein köstlicher Brief," sagte er, „und ich meine, daß ich nun endlich erfahren werde, was ich gern wissen möchte."

Er versiegelte den Brief und eilte hinweg, um ihn auf die Post zu tragen. Unterwegs begegnete er zwei Herren, welche über Politik mit einander sprachen. Der Eine der Beiden sagte:

„Wenn man erſt alle Socialiſten beigeſteckt hat —"

Weiter vermochte Yaume nichts zu verſtehen. Aber das war ein Lichtblick für ihn. Er kehrte in das Hôtel Briſtol zurück und beſtellte, daß um vier Uhr das Mittagseſſen gebracht werde.

„Jeſus! Jeſus!" dachte er, „wenn man ſie in das Gefängniß ſteckt und er Einer iſt, ſo wird man ihn wohl ebenfalls beigeſteckt haben. Jeſus! Jeſus!"

Er machte es ſich in dem Sorgenſtuhle bequem, zog ſeine Schuhe aus und ſchob ſeine breiten Füße, um ſich ein wenig zu zerſtreuen, in Mazurka's Pantoffeln. Er war Socialiſt, ohne es zu wiſſen.

„Ach, verdammt!" ſagte er, „das kommt davon, wenn man nicht mäßig im Trinken iſt. — Ich werde nur das Mittagseſſen verzehren, damit es nicht kalt wird."

Und er verzehrte das Mittagsbrot. In dem Augenblick, als er eine Cigarre zu ſeiner Verdauung anzündete, ſtieß Mazurka die Thür auf und ſprang eilig in das Zimmer. Yaume hatte kaum noch die Zeit, die Pantoffeln von ſeinen Füßen abzuwerfen.

„Ach, verdammt!" ſagte er, „das freut mich, Herr Philippe! Sie ſind alſo nicht in das Gefängniß geworfen?"

Mazurka antwortete nicht. Er öffnete ſeinen Secretair und durchſuchte alle Fächer deſſelben. Aber die Fächer waren leer, und Mazurka hatte das vorher gewußt.

„Haben Sie etwas verlegt?" fragte Yaume.

„Ich habe Geld nöthig," antwortete Mazurka.

„Wenn es weiter nichts iſt!"

„Du haſt Geld?"

„Nein! — Aber Ihre funfzigtauſend Franken?“

„Geſtohlen!“

„Iſt es möglich!“ rief Yaume aus. „Aber Sie haben das verdient, weil Sie zu viel gelben Wein getrunken und ſich zu unbedachtſam aufgeführt haben. — Wenn ich nicht befürchtete, Ihnen unangenehm zu werden, ſo würde ich Ihnen bittere Vorwürfe machen —“

„Willſt Du ſchweigen?“

„Ach, verdammt! ja, ich will!“

Mazurka hatte ſich auf einen Stuhl geworfen. Er ſprang wieder auf.

„Nimm Deinen Hut,“ ſagte er.

„Ja, Herr Philippe.“

„Ich will Dich verkaufen.“

„Mich verkaufen?“ fragte Yaume. „Sie ſpaßen.“

„Nein.“

„Na, auch gut. Kann geſchehen.“

„Ich muß durchaus Geld haben,“ ſagte Mazurka wieder. „Ich habe viel nachgedacht, finde aber kein anderes Mittel, mir Geld zu verſchaffen. — Du biſt gut gebaut.“

„O!“ verſetzte Yaume beſcheiden, „Sie ſind eben ſo gut gebaut, Herr Philippe.“

„Ein Menſchenhändler wird funfzehnhundert Franken für Dich zahlen.“

„Mindeſtens!“

„Ich werde die funfzehnhundert Franken nehmen —“

„Ei, das verſteht ſich.“

„— in ein Spielhaus gehen, gewinnen —“

„Ach, verdammt! ja!“

„— und Dich wieder loskaufen.“

„Ach, verdammt! das iſt eine ſchöne Idee, Herr Philippe.“

„Biſt Du einverſtanden?“

„Das wollt' ich meinen, da Sie einverſtanden ſind. — Achtung! — Linker Flügel vor! marſch!“

Und er ſtülpte ſeinen Livreehut über die Ohren und marſchirte im Paradeſchritt vorwärts.

Ehe er jedoch zur Thür hinausging, beſann er ſich nochmals.

„Noch Eins!“ ſagte er. „Ich habe an den Schielenden geſchrieben.“

„Du? an Herrn Baptiſte?“

„Ja — wegen einer Angelegenheit, über die ich näher belehrt ſein möchte. — Wenn der Schielende antwortet, ſo ſenden Sie mir den Brief zum Regimente nach, nicht wahr?“

„Ich verſpreche es Dir,“ antwortete Mazurka lachend.

„Na, dann werde ich doch endlich erfahren, was es iſt! Nun, ganze Compagnie! arrrſch!“

Digitized by Google

Der Milchtopf.

In der Rue Nicodème ist ein Haus, welches durch mehre Gemälde einen besondern Reiz erhält. Im ersten Stock wohnt eine Hebamme, von der Pariser Facultät geprüft und Schülerin der Madame Commandeur. Diese Hebamme nimmt zu sehr mäßigen Preisen Kostgängerinnen an. Ihr Schild zeigt ein Kind, welches zwischen Kohlköpfen kauert. Im zweiten Stock wohnt Frau von Saint-Roch, genannt Madame Confiance, durch dreißigjährige Erfolge bekannt. Sie nähert die beiden Geschlechter einander und knüpft zu festen Preisen die süßen Bande der Ehe. Ihr Schild zeigt eine mythologische Gestalt: den Gott Hymen, rosafarben auf blauem Hintergrunde. Am dritten Stock sind zwei Bilder. Das eine stellt einen französischen Soldaten vor, der mit mehren berittenen Arabern im Gefecht begriffen ist, mit der Unterschrift: „Ein Stellvertreter wird gesucht von Herrn Berthelot, Recrutirungs-Agent.“ Das andere Bild zeigt eine Landschaft, welche von einer Straße durchzogen ist, die sich in übermäßiger Perspective verliert. Auf dieser Straße fährt ein kolossaler Wagen mit der Inschrift:

„Auswanderungs-Bureau für Paris und die Provinz, von Berthellemot.“

Was Herrn Berthelleminot betrifft, ſo wohnt er in der Nähe der Börſe, in dem Hauſe der Compagnie Pactolus, welche die Goldminen von Californien ausbeutet (Actien zu 2 Franken 50 Centimes, in Coupons zu 10 Sous getheilt). Es iſt Berthelleminot, der die famoſe Formel erfunden hat: „328 + 2 = 330.“ Eine ſolche Idee reicht ſchon hin, einem Manne unſterblichen Ruhm zu ſichern. So etwas iſt einfacher, ſtärker, kindlich erhabener als: „Wunder der Chemie!“ So etwas kann nur verglichen werden mit: „Keine Krähenaugen mehr!“

Herr Berthelleminot von Beaurevas, dieſer Induſtrielle, dreifach, wie Hekate, und Ritter vom ſchwäbiſchen gelben Adler, befand ſich in einem Selbander mit Laſthénie Ragon, welche Frau von Saint-Roch geworden war. Dieſe beiden Muſter der Zärtlichkeit und Beſtändigkeit beriethen ſich eben über die Frage, ob es nicht vortheilhaft ſein würde, noch ein viertes Bild malen zu laſſen, welches die Unterbringung von Köchinnen darſtellte. Es iſt das ein ganz ehrenwerthes und einträgliches Gewerbe. Frau von Saint-Roch konnte auf daſſelbe die Mußeſtunden verwenden, welche ihr als Ehe-Procuratorinn blieben.

„Meine liebe Freundinn,“ ſagte der weiſe Berthelleminot zu ihr, „Du wirſt keiner Köchinn einen Dienſt verſchaffen, ſo wie Du nie eine lebende Seele verheirathen wirſt, ungeachtet Deiner dreißigjährige Erfolge, aber Du wirſt Dir ein Buch anlegen und Einſchreibegebühren zahlen laſſen.“

„Du biſt mein Führer und mein Mentor, Ariſtide," antwortete Laſthénie. „Der Himmel müßte ungerecht ſein, wenn Du nicht Millionair werden ſollteſt."

Berthelleminot lächelte ſtolz

„He, he!" machte er; „he, he, he, das wird noch kommen, das wird kommen — und überhaupt hat man ſich nicht über das höchſte Weſen zu beklagen, wenn man noch keine einzige Criminal-Strafe erlitten hat."

„Die Zeiten werden beſſer werden," ſagte Laſthénie; „wenn ich nur erſt eine armſelige Ehe zu Stande gebracht habe, ſo werde ich ſchon alle Hände voll zu thun bekommen."

„Dein Bureau wird die Eindringenden nicht zu faſſen vermögen!"

„Das iſt offenbar. — Nur die erſte Verheirathung koſtet Schweiß."

„Und dann," nahm Berthelleminot wieder das Wort, „wenn ich auch noch kein Millionair bin, ſo habe ich doch ſchon ein kleines Vermögen."

„Wahrhaftig?"

„Ja. — Die Sache macht ſich. Die Actien zu zwei Franken funfzig, getheilt in Coupons zu zehn Sous, fangen an zu gehen — auch die Aermſten können dabei eine Ausſicht auf Glück erwerben. — Ich habe da etwas —"

„Was denn?"

Berthelleminot zog drei Billets jedes zu fünfhundert Franken aus der Taſche.

Laſthénie konnte einen Ausruf der Freude nicht zurückhalten.

Digitized by Google

„Das iſt gewonnenes Geld," ſagte der Unternehmer.

Laſthénie glaubte zu träumen. Gewonnenes Geld! Bei einem der phantaſtiſchen Gewerbe ihres Ariſtide gewonnenes Geld! Das war ſo unglaublich, daß ſie ſelbſt dann noch zweifelte, als ſie geſehen hatte.

„Funfzehnhundert Franken!" murmelte ſie mit ſanfter Rührung. „Das Geld darfſt Du nicht ausgeben! Du mußt es anlegen, — nein, das iſt riskant — Du mußt es in meine Büchſe legen!"

„Ein Kapital ſchlafen laſſen!" rief Berthelleminot aus; „da ſieht man, daß Du eine Frau biſt, Laſthénie. Ich habe mich ſchon über die Anlegung dieſer funfzehnhundert Franken entſchieden. — Ich kaufe noch heute Abend hundert und funfzig Rieß Papier, die ich in handgroße Stücke zerſchneide. Auf jedes dieſer Stücke laſſe ich eine Liſte „der Klugheits-Freunde" drucken. Die hundert und funfzig Rieß geben mir zweiundſiebzigtauſend Bogen. Auf jeden Bogen vierundſechszig Bulletins gedruckt, erhalte ich vier Millionen ſechshundert und achttauſend deutliche und lesbare Bulletins, die bei den Abſtimmungen gebraucht werden können. — Ich verkaufe das Tauſend zu einem Franken — das iſt ein Lumpenpreis — und nehme ſo viertauſend ſechshundert und acht Franken ein, wovon ich Dir acht Franken zu Deiner Toilette gebe —"

„Wie gut! Du herziges Berthelleminotchen!"

„Warte nur! — Mit meinen viertauſend ſechshundert Franken kaufe ich ein Grundſtück vor der Barrière du Combat und laſſe ein prächtiges Kaffeehaus mit Harfenmuſik bauen, in welchem der Schoppen zu zwei Sous nur funfzig Centimen koſten wird. Die Kellner habe ich gratis, die Harfenmädchen

umſonſt, — ja, ich darf hoffen, daß ſie mir noch kleine Geſchenke machen werden; die Harfenmädchen werden mir jedenfalls Procente anbieten, wie das üblich iſt. Es giebt vor der Barrière du Combat noch kein einziges Kaffeehaus mit Harfenmuſik — fünfhundert Franken reine Einnahme an jedem Abende, — und am Ende des Sommers haben wir unſere funfzigtauſend Franken auf die Seite gelegt."

„Biſt Du deſſen gewiß?"

„Warte nur! — Ich kaufe mit einem Male alle Eier in weiter Umgegend von Paris ein und centraliſire dieſelben in ſechsundneunzig Bureaux, indem ich deren in jedem Viertel der Hauptſtadt zwei errichte. Da nun die Liebhaber nur durch mich Eier erhalten können, ſo verdoppele ich den Preis. In vier Tagen ſind die ganzen Eier abgeſetzt und ich habe hunderttauſen Franken in der Kaſſe."

„Was für ein Talent!"

„Warte nur! Ich kaufe mir einen neuen Rock und gehe zu dem Miniſter des Innern. Zu dem ſage ich: „Bürger! ich wollte Eurer Excellenz ein Geſchäft vorſchlagen." — „Haben Sie die Güte und nehmen Sie Platz, mein Herr Berthelleminot von Beaurepas." — „Bemühen Sie ſich nicht. — Seit wir die Tyrannen vertrieben haben, wird der Tuilerieen-Palaſt nur noch zur Ausſtellung lebender Bilder benutzt, und das iſt abſcheulich. — Wollen Sie ihn mir verkaufen?"

„Was?" rief Laſthénie, „den Tuilerieen-Palaſt?"

„Warte nur! Ich würde ihn kaufen, aber Abſchlagszahlungen ausbedingen; hunderttauſend Franken ſofort, weil ich

ſie einmal habe, — Das Uebrige von Monat zu Monat Und ich verſichere Dich, daß mir die Abzahlungen kein Kopfzerbrechen machen werden. — Das Louvre würde eine ſehr ſchlechte Speculation ſein, aber die Tuilerieen! — Ach, ſiehſt Du wohl, ich habe den ganzen Plan ſchon im Kopfe. — Ich beute die Bäume in den Bosquets aus, ich verkaufe die Statuen — ich bin überzeugt, daß der Garten allein gut und gern ſeine hunderttauſend Thaler abwirft! — Was das Schloß betrifft, ſo richten wir Deine und meine Bureaux in demſelben ein. Im Marſan-Pavillon richte ich ein Badehaus ein, im Flora-Pavillon ein Hôtel-garni, unter der Uhr eine Table d'hôte zu zwei Louis das Gedeck, ohne den Wein. In der Vorhalle werden Buden mit Zahnbürſten und Windſor-Seife aufgeſtellt — in dem Hofe bieten zwei Reihen Zelte in elegantem Stil alle jene allerliebſten Kleinigkeiten dar, welche den pariſer Handel ausmachen: Harmonika's, Handſchuh, Badehoſen, Kupferſtiche — Der Eintritt in den Garten bleibt gegen eine kleine Abgabe Jedermann verſtattet — und für drei Guineen können die Fiſchhändler von London und die Meſſerfabrikanten von Birmingham in dem Bette des Königs ſchnarchen! — Dieſes Unternehmen gewährt ſo viele Elemente des Erfolges, daß ich nicht zu übertreiben glaube, wenn ich den Verdienſt des erſten Jahres auf eine Million fünfhunderttauſend Franken anſchlage."

„Du ſcherzeſt!" ſagte Laſthénie unſchuldig.

„Bin ich erſt Beſitzer von funfzehnhunderttauſend Franken," fuhr der Unternehmer fort, der mit jeder Phraſe um eine Elle wuchs, „ſo erweitere ich den Kreis meiner Unternehmungen ein Wenig. — Man kann etwas mit den Elyſäiſchen Feldern

anfangen, da ſie eine ganz gute Lage haben. — Was würdeſt Du dazu ſagen, wenn wir eine Stadt, eine ganz neue Stadt da gründeten, wo vordem der Boulogner Wald war, eine Stadt, welche wir Berthelleminotvonbeaurepasſtadt nennten?"

„Ei!"

„Nun! Es wird in dieſer Stadt auch eine Laſthéniestraße angelegt!

„Und eine Ariſtideſtraße! — O, mein Freund, das Alles iſt zu ſchön!"

„Sei überzeugt, meine Liebe," antwortete der Unternehmer ernſt, „daß, wenn ich etwas ſage — Aber die Frauen ſind einmal ſo, und man muß Nachſicht mit der Schwäche ihres Verſtandes haben. In jedem Falle," fuhr er dann mit Gönnermiene und ſanfter Stimme fort, „haben wir jezt die erſte Anlage. Vereinigen wir die Klugheit mit der Kühnheit, und wir werden ſehen, wie trefflich Alles gelingen wird."

Und wie ein muthiger Ritter an ſeinen Degen ſchlägt, ſo ſchlug er an die Bruſttaſche, welche die drei Fünfhundert-Franken-Billets enthielt.

„Das iſt der Anknüpfungspunkt!" ſagte er, „die erſte Stufe der Himmelsleiter. — Heute Abend werden wir bereits unſere Manoeuvres damit beginnen!"

Ein gewaltiges Ziehen an der Klingel ſchnitt ihm alle weitern Worte ab.

„Es iſt die Klingel zum Stellvertreter-Bureau!" ſagte Laſthénie.

Berthelleminot ſprang an ſein Pult und öffnete ein ungeheueres Buch. Mazurka und Yaume traten ein.

„Der Herr kommt wegen eines Stellvertreters?“ fragte Berthelleminot.

„Ja,“ antwortete Mazurka.

„Verlaſſen Sie uns, meine Dame!“ ſagte der Entrepreneur mit königlicher Würde.

Laſthénie, welche den ſchönen Capitain wieder erkannte, den ſie am vergangenen Abende bei der Marquiſe von Beaujoyeux geſehen hatte, gehorchte nur ungern. Der Gott Hymen hätte ſich gewiß geneigt gezeigt, wenn ſich ein ſolcher Cavalier in ihrem Bureau gemeldet hätte

„Mein Herr,“ antwortete Berthelleminot, indem er in ſeinem Buche blätterte, „ich habe die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß die Preiſe etwas geſtiegen ſind, da man einen europäiſchen Krieg zu befürchten hat. — Die italieniſchen Unruhen ſind von ſchwerer Bedeutung — und für zweitauſendfünfhundert Franken iſt es kaum möglich, einen Stellvertreter zu beſchaffen.“

„Deſto beſſer,“ unterbrach ihn Mazurka, „ich werde Ihnen einen verkaufen.“

Yaume beobachtete ein beſcheidenes Schweigen. Berthelleminots Züge änderten ſich.

„Thut mir ſehr leid, mein Herr,“ ſagte er, „aber wir ſind hinreichend verſehen.“

„Sie bekommen denſelben ſehr wohlfeil,“ ſagte Mazurka.

„Aber, mein Herr,“ ſchrie der Entrepreneur, „vorausgeſetzt, daß es mir gefiele, einen Stellvertreter zu kaufen, ſo müßte ich

doch erſt wiſſen, mit welchem Rechte Sie mir denſelben verkaufen können.

„O!“ ſagte Yaume, „darum laſſen Sie ſich keine grauen Haare wachſen. Herr Philippe weiß wohl, was er thut.“

„Schauen Sie nur den Burſchen an,“ nahm Mazurka wieder das Wort.

„Nicht groß —“ ſagte der Entrepreneur, indem er ſeine Lorgnette noch vor ſeine Brille nahm; „ſchwerfällig — plump — ſchlecht gebaut —“

„Ach, verdammt!“ brummte Yaume; „ich hätte wohl Luſt, den da meine ſchwerfällige und plumpe Hand fühlen zu laſſen.“

„Ich verlange nicht zweitauſend vierhundert, ſondern nur funfzehnhundert Franken!“ ſagte Mazurka.

„Baar?“

„Baar — und ich laſſe Ihnen ſofort den Mann hier.“

„Mein Herr,“ verſetzte Berthelleminot, indem er ſich erhob, „ich mache dergleichen Geſchäfte nicht.“

Aber der Ritter vom ſchwäbiſchen gelben Adler hätte ſich nicht erheben ſollen. Als ihn Mazurka ſtehen ſah, erkannte er ihn ſofort. Dann legte er ohne Umſtände ſeine beiden Hände auf die Schultern des Entrepreneurs und ſchaute ihm feſt in die Augen.

„Mein Herr! — mein Herr!“ ſtammelte Berthelleminot, der durch dieſe Prüfung empört wurde.

Mazurka trat einen Schritt zurück.

„Yaume!“ rief er, „pack mir dieſen Schuft an — pack an! feſt!“

Yaume that nur einen Sprung, denn die anbefohlne Hand-

lung kam ihm zu willkommen. Er ergriff den Entrepreneur bei der Kehle, warf ihn zu Boden und ſetzte ihm einen Fuß auf die Bruſt.

Dann erhob er ſeine breite Fauſt und fragte:

„Muß ich ihn auch durchwalken, Herr Philippe?“

Der Milchtopf.

(Fortsezung.)

Herr Berthelleminot von Beaurepas, Ritter vom schwäbischen gelben Adler, glaubte, daß seine lezte Stunde gekommen sei.

Yaume's Faust war viereckig, wie die seines berühmten Landsmannes Bertrand Duguesclin.

„Noch nicht," sagte Mazurka.

„Wie Sie wollen, Herr Philippe," antwortete Yaume bekümmert, „obgleich ich ihn gern dafür bearbeitet hätte, daß er gesagt hat, ich wäre schlecht gebaut."

„Sie kennen mich nicht?" fragte Mazurka den Entrepreneur.

„Nein," stammelte dieser lezterе; „ich habe nicht die Ehre —"

Es fiel ihm nicht einmal ein, daß er es mit Räubern zu thun haben könne. Obwohl er nie vor der Strafpolizei gestanden hatte, so waren ihm doch Prügel und andere Manifestationen bereits im reichlichem Maße in der Welt zu Theil geworden.

„Schauen Sie mich ordentlich an," sagte Mazurka.

„Gern, mein Herr — ach! — guten Morgen! — nun erkenne ich Sie! — Sie ſind Herr Anatole —"

Dieſer Herr Anatole war gewiß auch ſo ein Arthur, dem er ein Bein geſtellt hatte. Während er die mitgetheilten höflichen Worte ſagte, verſuchte er, ſich wieder zu erheben.

„Ruhig!" ſagte Yaume; „wenn Du Dich rührſt, mache ich Dich kalt!"

„Haben Sie denn den Argonaut und die Wälder in der Wallachei vergeſſen?" fragte Mazurka.

Meiner Seel! Daran erinnerte ſich Berthelleminot faſt nicht mehr. Er hatte ſeitdem ſo viel gearbeitet.

„Warten Sie —" ſtammelte er; „Sie ſind —"

„Ich bin ein Mann, der Sie ſehr gut kennt, mein Braver!" unterbrach ihn Mazurka; „was haben Sie mit Herrn Lucien Créhu de la Saulays gemacht, welcher an der Stelle des jungen Tiennet Blöne mit Ihnen nach Grainville fuhr?"

„Ach, der Teufel," ſagte der Entrepreneur, „daran kann ich mich gar nicht mehr erinnern. — Hören Sie: ein furchtbarer Sturm wühlte in den Wogen des Meeres, der Himmel ſah flammenroth aus, unheimliche Blitze durchzuckten die Wolken und des Donners grauſiges Grollen vermählte ſich mit dem Brüllen der tobenden See — Wir landeten in Dover. — Ich ließ meine Reiſenden in dem Gaſthauſe und ich — ich glaube — ja, ich glaube, ich ging nach London —"

„Mit den Geldern, welche für die Ausbeutung der Wälder in der Wallachei beſtimmt waren?"

„Bedenken Sie den Sturm auf der See, mein Herr!"

„Laß ihn los," ſagte Mazurka zu Yaume.

„Wenn ich bedenke," brummte Mazurka, „daß dieſer

Schurke mich den Krieg in Ungarn hat mitmachen laſſen! — Ich hatte allenthalben geſucht. — Da dachte ich mir eines Tages: Vielleicht iſt Lucien noch in der Wallachei. Wenigſtens werde ich dort ſeine Spur finden! — Und nun höre ich, daß er nie dorthin gekommen iſt!"

„Muß man ihn nicht durchbläuen," fragte Yaume, „weil er Sie ſo getäuſcht und Sie eine Reiſe über die Gränzen von Frankreich hinaus hat machen laſſen?"

„Nein," antwortete Mazurka, der faſt lächelte; „ich glaube nun, daß Lucien meinen Nachforſchungen nicht lange mehr entgehen wird. Und überdieß bin ich ihm noch Dank ſchuldig, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, auch in Ungarn zu kämpfen. Und das waren ſchöne Zeiten, wenn es mit dem Säbel in der Fauſt, in geſtrecktem Galopp, daß der Staub über uns zuſammenwirbelte, den Oeſterreichern oder Ruſſen entgegen ging. Vorwärts! Vorwärts!"

„Arrrrſch!" ſetzte Yaume hinzu, „und ich war auch mit unter den Tapfern, aber bei der Linie und nicht bei den Huſaren, und in Frankreich, aber nicht in Ungarn, was freilich keinen großen Unterſchied macht, denn der Soldat iſt Soldat, und alle Bürger ſind vor dem Geſetze gleich!"

Berthelleminot fand das ganz köſtlich, weil er ſich nun von ſeinen ſchrecklichen Befürchtungen befreit ſah. Mazurka fuhr mit Heiterkeit fort:

„Na, alter Schuft, ich verzeihe Ihnen —"

„Wegen der Sache kann man die Form überſehen," dachte Berthelleminot.

„Die Zeit drängt," fuhr Mazurka fort, „geben Sie mir meine funfzehnhundert Franken, und damit vorwärts!"

„Was!“ rief Berthelleminot erbleichend aus, „Ihre funfzehnhundert Franken?“

„Ja, für meinen Recruten.“

„Allein ich bedarf ja keines Stellvertreters.“

„Sie machen noch Umstände, wie es scheint!“

„Gewiß, mein Herr, ich thue noch mehr, ich —“

Mazurka zog die Brauen zusammen.

„Achtung, Yaume!“ sagte er.

Yaume spuckte in beide Hände.

„Pack an!“ sagte Mazurka ruhig.

Ach! der arme Milchtopf! die drei Fünfhundertfranken-Billets, welche vier Millionen sechshundert und achttausend Bülletins, das Tausend zu einem Franken liefern sollten, um ein Grundstück vor der Barrière du Combat zu kaufen, die Eier der Hauptstadt zu monopolisiren und endlich den Tuilerieen eine so nützliche und ehrenvolle Bestimmung zu verschaffen — ach! der arme Milchtopf zerbrach! Das gewonnene Geld, der Betrag für dreitausend Actien-Coupons zu funfzig Centimen war verloren! Mein Gott! an welchen Kleinigkeiten hängt oft unser Geschick!

Berthelleminot von Beaurepas unterwarf sich gerade in dem Augenblick, als ihn Yaume von Neuem bei der Kehle ergriff. Er zog seine köstlichen Billets hervor und überreichte sie Mazurka, indm er sagte:

„Sie wissen nicht, mein Herr, Sie können es nicht wissen, welchen Nachtheil Sie mir insbesondere und der Industrie unsers Vaterlandes im Allgemeinen zufügen. — Ich weiche der Gewalt.“

„Hören Sie!“ sagte Mazurka, „der Bursche da gehört Ihnen.“

„Das verſteht ſich," beſtätigte Yaume.

„Ich borge Ihnen denſelben für den heutigen Abend ab," nahm Mazurka wieder das Wort, „allein morgen wird er zu Ihnen zurückkommen — er ißt gern etwas Gutes, ſchläft lange und iſt Meiſter im Trinken!"

„Ach, verdammt!" ſagte Yaume und lächelte beſcheiden.

Berthelleminot hätte jetzt eine Höllenmaſchine haben mögen, um dieſe beiden gehäſſigen Weſen auszurotten.

„Meine Stellvertreter müſſen ſelbſt für ihre Beköſtigung ſorgen," ſagte er.

Yaume nickte ihm freundlich zu:

„Wenn es Ihnen läſtig iſt, mich an Ihrem Tiſche zu haben," ſagte er ſehr artig, „ſo dürfen Sie nur bei dem Speiſewirthe drei Mal täglich für mich bezahlen."

„Auf das Vergnügen, Sie wiederzuſehen, Herr Berthelleminot von Beaurepas!" ſagte Mazurka

„Bitte tauſend Mal, nichts für ungut zu nehmen," ſagte Yaume, „aber es iſt Alles gern geſchehen!"

Sie gingen. Berthelleminot ſpie Flüche, die eines Euripides würdig waren, hinter ihnen her.

„Morgen wirſt Du dem Schufte die funfzehnhundert Franken zurückbringen," ſagte Mazurka zu Yaume; „ich werde jetzt hingehen, um die zwölf bis funfzehntauſend Franken zu gewinnen, deren ich bedarf. — Nun merke Dir wohl, was ich Dir ſagen werde: Wenn ich vor Nacht nicht nach Hauſe komme, ſo haſt Du mich im Dianatheater zu ſuchen. Um ſieben Uhr wirſt Du Dich nach dem Eingange dieſes Theaters begeben. Du erwarteſt daſelbſt die Ankunft eines jungen Mannes mit blonden Haaren und hübſchem Geſicht — Du haſt ihn ſchon in Wies-

baden geſehen! — ich meine den Bruder der kleinen Blonden, welche die blauen Blumen in den Haaren hatte."

„Ganz recht. — Und weiter?"

„Du leideſt nicht, daß er in das Schauſpielhaus geht."

„Auch gut! — Wenn er aber wider meinen Willen eintreten will."

„Du biſt ſtärker, als er."

„Das wollt' ich meinen. — Wenn er alſo halsſtarrig iſt, ſo kann man ihn ein biſſel packen?"

„Packen und einpacken! vorausgeſetzt, daß Du ihm kein Leid zufügſt. — So viel ſteht feſt, daß er nicht in das Theater darf."

„Er wird nicht hineinkommen, Herr Philippe."

Yaume wandte ſich nach dem Hôtel Briſtol. Mazurka ließ ſich nach jenem Spielhauſe fahren, welches die ganze Welt und, wie man behauptet, ſogar die Polizei kennt, und in welchem unſer armer Doctor Gabriel am verwichenen Abende ſeine Ehrenſchuld gemacht hatte. Mazurka dachte, daß er etwa eine halbe Stunde nöthig haben werde, um ſeine funfzehntauſend Franken zu gewinnen. Der Gedanke, daß er verlieren könne, kam ihm nicht in den Sinn, denn er war ja ein Lieblingskind der Glücksader, dieſer phantaſtiſchen Göttin der Spieler." . . . .

. . . . . .

Die arme Lucienne war ganz allein in dem Hauſe der Frau von Marans. Ihre Mutter war ausgegangen; ihr Bruder noch immer nicht zurückgekehrt. Clemence, ihre Freundin, deren Gegenwart allein ihr Muth gewährt haben würde, um ihre gegenwärtigen ſchweren Leiden zu ertragen, Clemence war fern von Paris. Lucienne hatte ihren Kopf auf beide Hände geſtützt und

weinte. Das Gewitter, welches gedroht hatte, war ausgebrochen. Alles im Hauſe deutete auf Beſtürzung und auf ein Geheimniß. Lucienne wußte noch nicht, woher das Unglück ihrer Familie komme, aber ſie ahnte ſchon, daß Alle, welche ſie liebte, an dem unſeligſten Abgrunde ſchwebten. Lucienne ahnte, daß ihre Mutter, ihre geliebte Mutter, verloren ſei.

„Niemand!“ ſeufzte das ſchwache und verzweifelnde Kind, „Niemand iſt vorhanden, der uns vertheidigen oder beſchützen könnte!“

Sie dachte an Mazurka; aber in dieſem Augenblick tiefen Schmerzes drängte ſich ihr auch das Bewußtſein auf, wie wenig ſie auf den ärmlichen Roman ihrer Liebe geben dürfe. Mazurka war ein Unbekannter. Sie lächelte bitter über die ſchönen Träume, welche ſie vor wenigen Stunden noch geträumt hatte. Aber die Minuten, welche das letzte Lächeln von dem erſten Seufzer trennten, erſchienen ihr ſchon wie Jahrhunderte! Sie weinte, indem ſie vergebens ſich bemühte, zu Gott zu beten.

Da öffnete ſich plötzlich die Thür und Clemence ſprang in das Zimmer. Lucienne ſtieß einen Schrei der Freude aus. Clemence war bleich und ſehr verändert. Ihr Kleid und Ihre ſchwarze Mantille waren mit Staub bedeckt.

„Woher kommſt Du?“ fragte Lucienne.

„Von dem Schloſſe. — Ich habe in zwei Stunden fünf Meilen zu Pferde zurückgelegt. Hinter Chatillon ſtürzte mein Pferd, und da ich es nicht wieder aufzurichten vermochte, ſo habe ich den Weg von dort bis Paris zu Fuße zurückgelegt —“

Das Schloß der Lointier lag zwiſchen Guignes und Melun.

„Und das haſt Du um unſretwillen gethan!“ ſagte Lucienne mit Dankgefühl. „Habe Dank, habe Dank, meine liebe Clemence! — Allein warum biſt Du zu Pferde gekommen?“

„Weil ich entflohen bin.“

„Entfloben!“

„Ja, ich habe keine Heimath mehr, Lucienne. Du mußt mich in Deinem Zimmer verbergen.“

„Alles, was ich habe, gehört Dir, meine Clemence, — aber —“

„Man brachte mich heute Morgen vor Tagesanbruch von Paris fort,“ unterbrach ſie Clemence, die ſich auf einen Stuhl geworfen hatte, da ſie von ihren Anſtrengungen und vielleicht auch von ihrer geiſtigen Aufregung zu ſehr ermattet war; „wie eine Gefangene wurde ich bewacht. Du weißt noch nicht, daß Herr André Lointier mich belauſchte, während ich in der verwichenen Nacht mit Dir ſprach.“

„Dein Vater?“

„Ich ſage Dir, daß er mein Vater nicht iſt!“ ſagte Clemence, deren Bläſſe noch auffallender wurde. „Herr André Lointier ließ mich fortbringen, weil er nun gewiß weiß, daß ich Euch, Dich und Deine Mutter, gegen ihn vertheidigen will.“

„O! meine arme Clemence!“ rief Lucienne aus, welche ſich jetzt an ihren eigenen Kummer wieder erinnerte, „wir ſind der Vertheidigung ſehr bedürftig!“

„Ich weiß es, und bin daher zurückgekommen!“

Lucienne warf ſich an ihre Bruſt. So lagen ſie für einen Augenblick Arm in Arm, während ſie ſich küßten und weinten.

„Ich bin wieder frei,“ nahm Clemence von Neuem das Wort; „mag nun Deine Mutter es wollen, oder nicht — ich

werde ihre Tochter ſein, werde ſie vertheidigen, und ſollte ich das auch wider ihren Willen thun müſſen."

„Meine Mutter wird nichts erfahren," ſagte Lucienne, „ich werde Dich verbergen. Niemand ſoll Dich ſehen."

Clemence lächelte unter Thränen.

„Ja," antwortete ſie in dem Tone, in welchem man den unſchuldigen Bemerkungen der Kinder antwortet; „Du wirſt mich verbergen und Niemand wird mich ſehen."

Dann fuhr ſie in verändertem Tone fort:

„Es handelt ſich aber nicht um mich, — ich habe mich ausgeruht. — Du weinteſt, als ich eintrat. Sag mir, was heute vorgefallen iſt, ſag mir Alles und ſag es mir ſchnell, denn ich bin zum Kampfe bereit — und ich möchte nichts verſäumen!"

Drei Logen.

Bevor Mazurka ſich in das Spielhaus begab, um dort die funfzehnhundert Franken zu verlieren, mit deren Hilfe Herr Ariſtide Berthelleminot von Beaurepas einer der größten Capitaliſten in Europa geworden ſein würde, ließ er ſich nach dem Dianatheater fahren. Es war etwa halb fünf Uhr. Er ſah einen Bedienten in der Livree der Frau von Beaujoyeux aus der Kaſſe kommen. Dieſer hatte im Namen der Marquiſe drei Logen neben einander gemiethet. Mazurka ließ ſich die Lage dieſer Logen genau angeben. Er miethete die ſechs Balkonſitze, welche vor dieſen Logen waren, und neun Plätze im Orcheſter, welche gerade unter denſelben ein Viereck bildeten. Dann fragte er, wo ſich die Claque verſammelte. Man antwortete ihm natürlich, daß das Dianatheater keine Claque habe. Doch gab ihm ein Choriſt für fünf Franken die Adreſſe eines ſchlechten Kaffeehauſes in der Rue des Foſſés du Temple, in welchem er paſſende Leute finden würde.

Mazurka's Plan war ſehr einfach. Zunächſt wollte er die zehntauſend Franken liefern, deren Frau von Marans bedurfte, um die ihr anvertrauten Gelder zurückzuzahlen, dann wollte er

die Schulden des Herrn Doctor Gabriel bezahlen, und endlich wollte er die Bemühungen der Marquiſe vereiteln. Dadurch und durch die Fernhaltung Gabriel's aus dem Schauſpielhauſe mußten Fargeau's Pläne von ſelbſt in ſich zerfallen.

Nur bedurfte er dazu Geld, und anſtatt ſeine funfzehntauſend Franken zu gewinnen, hatte er die drei Bankbillets verloren, welche er dem alten Schufte, wie er Ariſtide Berthelleminot von Beaurepas nannte, abgenommen hatte. Er kehrte mit leeren Händen zurück. Und das Ende einer Unterhaltung, welches er, verſteckt hinter dem breiten Rücken unſers guten Yaume, vernahm, war nicht geeignet, ſeinen Kummer zu mindern:

„Eine köſtliche Kabale! Frau Marquiſe von Beaujoyeur!"

Mazurka ſah nach und nach den größten Theil der Gäſte der angenehmen Salons eintreten: Immergrün und Sinngrün; Herrn Godanchet (den Blaurock), der noch einmal eine Frau vernichten ſehen wollte, bevor er ſeine Frau Gemahlin, die fünf Fräulein Töchter und den ungezogenen Rangen nach Limoges zurückführte; Romblon-Ballon, ganz in Nanking gekleidet; Guérineul, Studenten, Frau von Cerceil und Roſe, ihre ſtrahlende Nichte; Azincourt, Poitiers und Crecy, Madame de la Rue und ihre drei Mündel, ſo wie endlich den Troß und Nachtrab. Selbſt der ehemalige Menand jun. war zugegen, um die Zahl voll zu machen, und ſein Herz war mit chriſtlicher Liebe gegen den einäugigen und hinkenden Vogel erfüllt, welchen er leider! hatte zu Hauſe laſſen müſſen. Hätte nicht ſeine ganze Perſon die ſtrengen Düfte der Chalotte ausgehaucht, ſo würde man ihn gar nicht bemerkt haben, ſo wenig Platz nehmen der-

gleichen einfache Naturen in ihrem Leben ein. So ſchildert der göttliche Virgil uns die Göttin Venus, wie ſie den Sterblichen durch die ſüßen Ambroſia-Düfte ſich verräth, welche ſie allenthalben um ſich verbreitet.

Mazurka wußte nicht recht, welchem Heiligen er ſich empfehlen ſolle. Man vergeſſe nicht, daß ſich Mazurka ſtets von allen Helden unſers Romans in der größten Verlegenheit befindet. Er trat ein. Das Schauſpielhaus war gedrängt voll, bis auf die funfzehn Plätze, welche er gemiethet hatte. Er drückte den Hut tief in die Augen und ſetzte ſich auf den Balkon vor die Loge der Frau von Beaujoyeux.

Kaum hatte er ſich geſetzt, als eine Schließerin zu ihm trat und fragte:

„Sind Sie der Capitain Mazurka?"

„Nein," antwortete Mazurka

„Es iſt dort eine junge Dame —"

„Die ſich zum Teufel ſcheren ſoll!"

Die Schließerin kehrte zu Clemence Lointier zurück, welche ſich ſeitwärts von der Loge, in welcher Fargeau ſaß, hinter ihrem Schleier verbarg, und ſagte zu ihr:

„Der Herr iſt ein Grobian!"

Clemence winkte ihr, daß ſie gehen möge, und blieb auf ihrem Beobachtungspoſten. Obgleich ſie Mazurka nie geſehen hatte, ſo war ſie dennoch überzeugt, daß ſie ſich nicht täuſche. Wir müſſen uns daran erinnern, daß Clemence nicht wegen der Verſchwörung im Theater war, deren Exiſtenz ſie gar nicht kannte. Eben ſo wenig kannte ſie die doppelte Rolle, welche Lucienne's Mutter ſpielte, obgleich ſie ungefähr errathen hatte, wodurch ihre geheimnißvollen nächtlichen Abweſenheiten veranlaßt

werden könnten. Clemence war einzig da, um mit Mazurka zu ſprechen und einen kräftigen Vertheidiger zu gewinnen, welcher die angegriffene Familie ſchützen könnte. Sie wartete. Mazurka blickte indeß im Saale umher. Er fürchtete ſich. Alle Anweſenden ſchienen ihn grauſam auszuſehen. In den drei Logen erblickte er die gefallenen Mädchen, welche gekommen waren, um die Bosheit zu unterſtützen. Ueberall glaubte er Verſchworne zu ſehen, die bereit waren, für dreißig Sous eine arme Frau zu meucheln. Und dieſe Frau war Lucienne's Mutter! Eine Frau von edlem Herzen, deren Geſchichte er zwar nicht kannte, von welcher er aber dennoch ahnte, daß ſie aus mütterlicher Liebe allen Gefahren die Stirn biete. Mazurka war bereit, ſein Leben für dieſe Frau zu geben. Aber ſein Leben zu geben, das hilft zu nichts.

Die Leute in den drei Logen hinter ihm lachten laut auf unanſtändige Weiſe und plauderten ganz laut. Man gab ein weinerliches Vaudeville, in welchem Cymodocée der armen Ida viel Kummer machte, worauf Ida von Fofolle und dem zu zärtlichen Zoe gerettet wurde. Die drei Logen ſchienen nicht einmal zu wiſſen, daß der Vorhang ſchon aufgezogen war. Mazurka hörte mit dem Hute auf dem Kopfe zu, was im Dianatheater zum guten Tone gehört, und ſaß unbeweglich, wie ein Grenzgott.

„Ach!“ ſagte man hinter ihm, „wenn um zehn Uhr Alles zu Ende iſt, wird man noch tanzen können.“

„Und ſpielen,“ fügte Guérineul hinzu.

„Gewiß! gewiß!“ ſagte die Marquiſe; „und ich verſpreche Ihnen, daß Alles vor zehn Uhr zu Ende ſein ſoll. — Sehen Sie nur die Mädchen da oben — ſie ſpeiſen ſchon Aepfel!“

Die drei Logen lachten laut auf. Mazurka wurde von Fieberfroſt durchrieſelt.

„Aber, meine Herren! wer übernimmt es, das Zeichen zu geben?“

„Ich — ich!“ riefen die ſämmtlichen abenteuerlichen Studenten.

„Sapperment! — bitte tauſend Mal um Verzeihung, meine Damen,“ ſagte Guérineul; „ich ſitze auf dem vorderſten Platze — es iſt alſo meine Sache, das Zeichen zu geben.“

„Ja, Monſigny giebt das Zeichen!“ rief der Chor.

Als es wieder ſtill geworden war, hörte Mazurka in dem Hintergrunde einer Loge ſeinen Freund Romblon-Ballon, der Puh-uh-puh! — püh-üh-püh! — pföh-öh-pföh!“ machte.

Immergrün ſagte: „Welche Literatur!“

Sie dachte an ihr Stück, welches ſo kräftig von einem verkehrten Publicum im Odeon ausgepfiffen war. Sinngrün ſang ihr in das Ohr:

„Immergrün, holdes Grün, Dir zu ſagen und zu klagen, meiner Liebe heiße Triebe, mag erfüllen meine ſtillen Lebensſtunden voller Wunden. — Ich begrüße, meine Süße, Dich mit Liedern, zu erwidern Deiner Blicke holde Tücke. — Ewig ſchmachtend Dich betrachtend und im Herzen tiefe Schmerzen, in der Bruſt keine Luſt, und nur Wehe, wenn ich ſehe —“

„Na, ruhig!“ brummte der Blauſtrumpf, die durch ihre Erinnerungen an das Odeon unerbittlich geſtimmt wurde.

Und die Nichten plauderten, und die Damen ſpöttelten naſenrümpfend, wie es vornehme Herrſchaften zu thun pflegen, wenn ſie fühlen, daß ſie ſich in niederen Breitengraden befinden! Der Vorhang fiel vor der glücklichen Vermählung Zoe's mit

Ida, welche endlich mit Fofolle's Hilfe die Niederträchtigkeiten der Cymodocée Tampon beſiegt hatte. Clemence wollte eben ihren Platz verlaſſen, um ſich zu Mazurka zu begeben, als ſich dieſer erhob und ſich nach der Loge der Frau Marquiſe von Beaujoyeur wandte. Er nahm ſeinen Hut ab und ſtrich ſeine Haare zurück. Das volle Licht des Kronleuchters fiel auf ſein ſchönes Angeſicht. Clemence wurde von Bewunderung ergriffen.

In allen drei Logen wurde es laut. Mazurka war allgemein erkannt. Die Nichten waren bezaubert und ſagten zu einander:

„Da iſt der ſchöne Capitain, der wird uns helfen!“

Guérineul wich inſtinktmäßig zurück, weil er ſich zu nahe bei Mazurka ſah. Romblon machte im Hintergrunde ſeiner Loge „Puh-uh!“ und fragte ſich, wo zum Teufel der herkomme. Herr Baptiſte hatte ihm doch ganz beſtimmt gemeldet, daß er hinter Gros-Caillou niedergemacht ſei Die Marquiſe war bleich geworden, wie in dem Augenblick, als der Capitain zum erſten Male über die Schwelle ihrer Wohnung geſchritten war. Warum war er da? Er kam, um Lovely gerade in dem Augenblick zu vertheidigen, in welchem ſie angegriffen werden ſollte. Die Liebe iſt einmal ſo. Es ſchien ihr, nämlich der Oliva, daß ihr Herz es ihr ſagen würde, wenn Tiennet Blöne in Gefahr wäre, und daß ſie dann zu ihm eilen würde, und befände er ſich auch am Ende der Welt. Er liebte alſo die verhaßte Frau! er liebte ſie alſo leidenſchaftlich, wie ſie, Oliva, ihn liebte! Der Haß wuchs in ihr, aber zugleich ward ſie von Muthloſigkeit ergriffen. Ihm gegenüber wagte ſie nichts mehr. Aber es handelte ſich auch hier nicht um kleine Kämpfe zwiſchen Nebenbuh-

lerinnen, ſondern die höchſten Intereſſen waren im Spiele. Es befanden ſich Geſchäftsmänner in der Verſchwörung. Herr Fargeau war von Romblon-Ballon nur durch den drei Fuß hohen Verſchlag ſeiner Loge getrennt. Die Verlegenheit des dicken Mannes war ihm nicht entgangen. Und, offen geſtanden, die Wittwe Tiennet mißfiel Herrn Fargeau nicht zu ſehr, der, nachdem einmal die Partie eingegangen war, im Vertrauen zu ſeiner Geſchicklichkeit im Escamotiren gern hohes Spiel liebte. Er neigte ſich gegen Ballon und ſagte zu ihm:

„Sie hielten ihn für todt, nicht wahr?“

Ballon ſtieß ein „Pföh!“ aus, in welchem der Ausdruck des Schreckens lag, und blickte den Mann an, welcher ſo geſchickt die Geheimniſſe ſeiner Gedanken durchſchaut hatte.

„Ach!“ ſagte er, „ach, zum Teufel! Sie ſind Herr Fargeau?“

„Ihr Baptiſte hat ihn verfehlt?“ flüſterte Fargeau, anſtatt zu antworten, „und wir ſchweben nun in großer Gefahr.“

Romblon ſuchte ſich in dieſer Minute den Blicken Mazurka's zu entziehen, der noch immer vor der Loge ſtand.

„Ich kann Ihnen ſagen, wenn Sie es noch nicht wiſſen ſollten,“ fuhr Fargeau mit ſanfter Stimme fort, „daß dieſer Mann ſehr gut den kleinen Dienſt kennt, welchen Sie ihm geſtern Abend geleiſtet haben —“

„Sie glauben? — ach, zum Teufel! — Puh-uh! — In der That, er ſieht mich mit Augen an — Papa würde ſchon ein Mittel gefunden haben —“

„Es giebt ein ganz einfaches Mittel, mein lieber Herr Romblon,“ unterbrach ihn Fargeau.

„Ein Mittel?“

„Dieſer Mann hat in Ungarn mitgefochten — er iſt ohne Paß über die Grenze gekommen — und der Polizei-Commiſſair befindet ſich gerade dort unten, uns gegenüber, in ſeiner Loge.“

„Ach, zum Teufel! zum Teufel!“ ſagte Romblon in freudiger Aufregung; „der Commiſſair!“

Dieſes Wort war zu laut geſprochen. Mazurka hörte es und wandte raſch ſeinen Kopf, um ſeine Blicke nach der angedeuteten Loge zu werfen, in welcher ſich in der That der Polizei-Commiſſair befand. Als Mazurka ſeine frühere Stellung wieder eingenommen hatte, ſchwebte ein Lächeln über ſeine Lippen.

„Sprechen Sie leiſer,“ ſagte Fargeau zu Romblon, „und freuen Sie ſich nicht zu früh. — Für uns, deren Geſchäfte binnen der nächſten ſechsunddreißig Stunden abgemacht ſein werden, würde das Mittel ein ganz gutes ſein; wenn wir den Mann arretiren laſſen, ſo ſchaffen wir uns denſelben auf einige Tage vom Halſe, und das reicht hin — aber für Sie reicht das Mittel den Teufel nicht hin!“

„Puh-uh! Warum nicht?“

„Weil dieſer Mann im Gefängniſſe die beſte Gelegenheit haben würde, um anzuzeigen, daß Sie ihn haben ermorden laſſen wollen.“

„O! o! — Pföh! — Sprechen Sie leiſer!“

„Seien Sie ruhig und antworten Sie mir aufrichtig. — Haben Sie Männer in der für die Marquiſe organiſirten Verſchwörung?“

„Ja — einige.“

„Sehen Sie dieſelben hier?“

„Ich sehe — einer — zwei — ich sehe drei!“ sagte Romblon, der seine Lorgnette vor die Augen genommen hatte.

„Sind sie zuverlässiger, als Ihre gestrigen Todtschläger?“

„Wie! — Sie wollten —“

„Ich will Sie retten, weil ich mich Ihrer zu bedienen gedenke, Herr Romblon. — Hören Sie mich wohl an. — Der Mann da ist für die Lovely — denn die Lovely hat noch einen andern Namen — wissen Sie das?“

„Pföh!“

„Sie wissen es nicht? — Das schadet nichts. — Sie hat noch zwei andere Namen. — Wenn jener Mann sie unter ihren drei Namen kennt, so werden wir sofort eine verwundbare Stelle an ihm suchen; — kennt er das Geheimniß nicht, so ist die verwundbare Stelle schon gefunden.“

„Sie glauben, Herr Fargeau?“

„Ich bin dessen gewiß. — In dem letztern Falle, das heißt, wenn er nichts weiß, wird er sie sofort erkennen und schnell in einen tollen Roman eingehen — er wird hinausstürmen, um sie an der Thür zu erwarten. Die Rue des Fossés du Temple ist menschenleer —“

„Ach! zum Teufel! mein Herr! ach, zum Teufel! um halb zehn Uhr Abends?“

„Sehen Sie, Herr Romblon — das ist Ihre Sache!“ sagte Fargeau, nahm seine frühere Haltung wieder an und richtete sein Doppelglas gleichgiltig nach der Galerie.

Mazurka neigte sich in diesem Augenblick mit Anmuth über die Brüstung der Loge und brachte den Damen seine Huldigungen dar. Er sandte sogar Romblon lächelnd einen Gruß zu, in welchem der dicke Mann Vieles zu lesen glaubte. Die Mar-

quiſe war erſtarrt. Obſchon der große Haufe der Beſitzer der drei Logen noch keine Ahnung haben konnte von der ernſten Geſtaltung, welche die Verhältniſſe angenommen hatten, ſo ſchwebte doch eine Art von Beengung über Allen. Nur Mazurka ſchien ganz in ſeinem Elemente zu ſein.

„Nun!“ ſagte er und wandte ſich an Herrn von Guérineul, „Sie werden alſo das Signal geben, Herr von Monſigny?“

„Sind Sie auch dabei, Capitain?“ fragten die ausgelaſſenen Nichten.

„Ob ich dabei bin, meine Damen?“ gegenfragte Mazurka mit großer Heiterkeit; „man hat zwar vergeſſen, mir eine Rolle in der Komödie aufzuheben, aber ich verſichere Sie, daß ich mir ſelbſt eine Rolle ſchaffen werde!“

„Köſtlich! köſtlich!“ riefen die Damen und die Fräulein, „o, wir werden uns göttlich amüſiren!“

Neun Plätze im Orchester.

Es war in der That eine Verschwörung, bei deren Organisation man nichts vergessen hatte, und die durchaus des Hasses eines Weibes würdig war. Man sieht nicht alle Tage solche Verschwörungen an dergleichen armseligen Orten, wie das Dianatheater ist. Die Marquise hatte Romblon und noch viele Andere in Contribution gesetzt An allen Theilen des Saales erblickte man ungeduldige und spöttische Personen. Fast der vierte Theil des Publicums war in die Verschwörung verflochten. — Nur die Marquise nebst Romblon und Fargeau erriethen den Sinn, welcher in Mazurka's Worten lag. Guérineul reichte seine Hand mit den vom Cigarrendampf vergelbten Fingern hin.

„Ei, Sackerlot!" sagte er, „wie es mich freut, Sie bei uns zu sehen. — Sie werden sehen, wie das gehen wird, sobald ich mein Taschentuch erhebe — denn das ist das verabredete Zeichen."

„Ach!" machte Mazurka, „wir werden es sehen!"

Clemence stand noch immer regungslos an ihrem Platze

Es fiel ihr nicht einmal ein, zu Mazurka zu gehen, denn sie erkannte zu gut, daß er keines Rathes mehr bedürfe. Uebrigens folgte sie mit ihren Augen aufmerksam allen Bewegungen des Mannes, welcher für sie Herr André Lointier war, und den sie so lange ihren Vater genannt hatte. Sie wußte, denn sie kannte ihn zu gut, daß er diese Loge nicht verlassen werde, ohne irgend eine listig ausgesonnene lichtscheue That zu vollbringen. Sie fürchtete nur von ihm einen Verrath gegen Mazurka, der jetzt ihr Verbündeter war.

„Nun, Herr von Monsigny," nahm Mazurka wieder das Wort, „da Sie es auf sich genommen haben, das Zeichen zu geben, so bitte ich Sie, sich auf meine Seite zu neigen, denn ich werde Sie noch mit einem hübschen Spaß unterstützen."

„O! erzählen Sie das laut, Herr Capitain," baten die Nichten.

„Ach!" flüsterte die Paoli der Marquise in das Ohr, „die Miene dieses schönen Mannes will mir gar nicht gefallen!"

Die Marquise war wie bezaubert. Sie antwortete nicht.

„Seien Sie ruhig, meine Damen," antwortete Mazurka den jungen Mädchen: „Sie werden Alles erfahren."

„Also eine Ueberraschung?"

„Ja, eine kleine Ueberraschung."

Guérineul neigte sich mit dem Kopfe vor.

„Weiter!" sagte Mazurka.

Guérineul hängte sich halb aus seiner Loge heraus.

„Noch weiter!"

„Im Namen des Blauen! ich stürze hinunter."

„Das bleibt sich gleich!"

„Wie! — das bleibt sich gleich?"

„Noch weiter.“

Und da Guérineul zögerte, ſo zog Mazurka ihn lachend an ſich und hob ihn ohne anſcheinende Schwierigkeit aus der Lage auf die Galerie. Die Nichten lachten. Guérineul wußte nicht recht, ob er böſe werden ſollte. Mazurka ſchlug ihn als guter Kamerad auf die Schulter.

„Nun, lieber Herr von Monſigny,“ ſagte er, „haben Sie die Güte, dahinunter zu ſehen.“

Guérineul gehorchte.

„Was ſehen Sie?“ fragte Mazurka.

„Ich ſehe,“ antwortete Monſigny, welcher gerade genug Geiſt beſaß, um zu erkennen, daß er auf heitere Weiſe in den Scherz eingehen müſſe, wenn er nicht feuerroth vor Aerger werden wollte. „ich ſehe, daß die Plätze im Orcheſter wohl beſetzt und nur neun leer ſind.“

„Dieſe Plätze gehören mir, mein lieber Herr von Monſigny,“ ſagte Mazurka.

„Ach!“ machte Guérineul, „dann wünſche ich Ihnen Glück, Herr Capitain.“

„Wenn Sie mir eine fernere Gefälligkeit erweiſen wollen,“ fuhr Mazurka fort, „ſo erheben Sie die Augen und blicken Sie nach der kleinen Loge uns gegenüber.“

„Das iſt die Polizei-Loge, wie ich glaube.“

„Ganz recht! – Einer von Ihren Freunden hat mich auf dieſelbe aufmerkſam gemacht, ohne es zu wollen. — Nun können Sie ſich wieder erheben und hier neben mich ſetzen, mein lieber Herr von Monſigny.“

„Wahrhaftig!“ rief Guérineul aus, „Sie erlauben mir das?“

„Ja," antwortete Mazurka; „ich erlaube es Ihnen."

Guérineul blickte ihn an. Mazurka's Augen waren ſtarr und kalt. Guérineul wandte ſein Geſicht ab.

„Was machen denn die Beiden?" fragten die Nichten einander.

Mazurka nickte ihnen freundlich und auf vielverheißende Weiſe zu. Sie zweifelten nicht, daß die Ueberraſchung eine köſtliche ſein werde.

„Ungarn! Barbaren!" ſagte Sinngrün; „dieſer Held mir gefällt, iſt göttergleich, an Schönheit reich! — Ich habe bereits alle Elemente zu einem magyariſchen Geſange, der Furore machen würde, aber ich kann keinen zweckmäßigen Reim zu Koſſuth finden —"

„Bismuth —" flüſterte ihm Herr Godanchet zu, der eine chemiſche Fabrik in Limoges beſaß.

„Mein lieber Herr von Monſigny," fuhr Mazurka fort, „Ihre Freunde müſſen glauben, daß wir Beide in beſter Freundſchaft mit einander plaudern."

„Aber —"

„Ich bitte Sie, erweiſen Sie mir den Gefallen zu ſchweigen, und lächeln Sie ein Wenig, wenn es Ihnen keine Mühe macht"

Guérineul glaubte einem Alpdruck zu erliegen. Er war tapfer und dennoch zitterte er, wenn er nur daran dachte, daß er den Zorn dieſes Mannes reizen könne.

„Lächeln Sie doch!" ſagte Mazurka nochmals, während er ſeine Brauen leicht zuſammenzog.

Guérineul lächelte.

„Hören Sie! — Zunächſt muß ich Ihnen ſagen, mein lie-

ber Herr von Mouſigny — oder vielmehr mein lieber Herr von Guérineul —"

„Ach!" rief dieſer erſchreckt aus; „Sie ſind der Teufel ſelbſt!"

„Nein — ich bin nur ein Landsmann von Ihnen."

„Und Sie heißen?"

„Tiennet Blöne."

Guérineul ſchrak zuſammen, daß die Bank unter ihm knackte. Der Borer mit geſpaltenem Kopfe, die ſechs niedergemachten Araber und der ausgeſtopfte öſterreichiſche Major ſchwebten wie ein Geiſterſpuk vor ſeinen Augen vorüber.

„Sackerblitz!" fluchte er; „ach! im Namen des Namens eines Namens!"

„Lächeln Sie doch ein Wenig," fuhr Mazurka fort, „damit man hinter uns nicht unruhig wird. — Gut! Sehen Sie, es iſt ganz gewiß, daß ich in der Gefahr ſchwebe, von dem wackern Manne arretirt zu werden, welcher dort, uns gegenüber, ſitzt, — ſo wie Sie in der Gefahr ſchweben, kopfüber in einen der leeren Plätze im Orcheſter geworfen zu werden —"

„Wie? wie?"

Mazurka ſah wie die Gutmüthigkeit ſelbſt aus.

„Eben deßwegen habe ich die neun Plätze da unten gemiethet," ſagte er mit ſanfter Stimme.

„Ach! — ach!" machte Guérineul, dem der Athem vor Angſt verging.

„Ich würde mit vier Plätzchen ausgereicht haben," fuhr Mazurka fort, „aber man kann um einen oder zwei Fuß fehlen und ſeinen Mann ungeſchickter Weiſe auf einen Unſchuldigen werfen — was doch eine unangenehme Sache ſein würde. —

Digitized by Google

Lächeln Sie, ich bitte Sie, Herr von Guérineul, und fürchten Sie sich nicht, denn es ist in der That eine sehr leichte Sache, den gefährlichen Sprung zu vermeiden. — Es handelt sich nur darum, daß Sie ruhig neben mir sitzen bleiben und fortwährend lächeln — daß Sie nicht ein einziges Wort mit den drei Logen wechseln und — daß Sie meine Erlaubniß erwarten, um das famose Signal zu geben —"

„Und wenn ich das nun nicht wollte, im Namen eines Namens!" rief Guérineul aus, dessen Blut in Wallung gerieth.

Mazurka that dem Anscheine nach weiter nichts, als daß er seinen Arm berührte. Guérineul's Antlitz wurde erdfahl.

„Sie würden mich vor diesen achthundert Zuschauern ermorden?" fragte er.

„Ich würde Sie erwürgen, wie einen Hund, mein lieber Herr. — Aber, um des Himmels Willen, lächeln Sie doch ein Wenig, sonst läuft Alles schief ab."

Der arme Guérineul machte eine Grimasse, welche ein Lächeln vorstellen sollte.

Die Nichten sagten:

„Sie verständigen sich mit einander! Wir werden eine köstliche Ueberraschung erleben!"

Mazurka schwieg; Guérineul blieb regungslos neben ihm sitzen, wie ein Kind, welches durch die Nähe eines gefürchteten Schulmeisters in Bangen versetzt ist. Mazurka wartete auf das Emporschweben des Vorhanges. Und während er wartete, sann er nach und konnte den Gedanken an Lucienne's Mutter und an die wunderliche Arbeit, welche er übernommen hatte, nicht loswerden. Welchen Muth erblickte er hinter der Maske, welche die arme Mutter vor ihr Antlitz ge-

nommen hatte! Wie viel geheimnißvolle Schmerzen! Welche Selbstopferung und welche Gefahren! Sein Geist verlor sich in einem Labyrinth, wenn er die Einzelheiten des errathenen Geheimnisses zu erforschen strebte. Eben so wenig wußte er den Knoten zu errathen, welcher diese Frau an die Machinationen der Fargeau, der Romblon und der Guérineul knüpfen konnte. Nicht ein Mal kam er der Wahrheit nahe, denn man weist im Leben gern die Vermuthungen zurück, welche an das Romanhafte zu streifen scheinen. Und dennoch übertrifft die Wahrheit so oft die kühnsten Dichtungen! Mazurka stand allein gegen Alle; das Gesetz bedrohete ihn, anstatt ihn zu schützen; ein Wink des Mannes, den er unter dem Gewicht seines souverainen Willens gebeugt hielt, konnte ihn vernichten. Aber er dachte nicht an seine Lage. Nur den Eintritt des Sohnes der armen Frau, nur das Aergerniß, durch welches ein edles Herz gebrochen werden konnte, fürchtete er.

In dem Augenblick, als sich der Vorhang zu dem Gesangs-Intermezzo hob, entstand tiefe Stille in dem Saale. Eine wohl geleitete Verschwörung hat etwas Feierliches, wie jede Hinrichtung. Das Drama wird um so interessanter, wenn es auf den Plätzen des Publicums aufgeführt wird.

In den drei Logen wurde nicht mehr gelacht. Man hörte das famose Bst! an den Galerieen entlang laufen.

Es giebt aber auch Leute, welche durchaus Alles hören wollen! Mazurka hatte seinen Platz verlassen, um sich zwischen Guérineul und die Logen zu setzen.

„Aufgemerkt!“ sagte Fargeau in Romblon's Ohr; „sehen Sie wohl hin!“

Er hatte gar nicht nöthig, so aufmerksam hinzusehen. Bei

Lovely's Auftreten, die ſogleich von dem Beifall ihrer Treuen begrüßt wurde, ſprang Mazurka überraſcht empor, ſank aber auch ſofort wieder ſchwer auf die Bank nieder. Er preßte beide Hände auf ſein Herz, während ſich ein erſtickter Schrei ſeiner Bruſt entwand: „Bertha! — Bertha!“

„Er hat nichts gewußt!“ flüſterte Fargeau; „nun wird er mit ihr ſprechen wollen. — Geben Sie Ihren Leuten einen Wink!“

Romblon öffnete geräuſchlos die Thür ſeiner Loge und ging auf den Gang hinaus. Nur eine Perſon bemerkte dieſen Vorgang: und das war Clemence . . . . . .

. . . . . .

Lovely war auf den Vordergrund der Bühne geſchritten. Sie war bleich, wie eine Leiche, aber noch immer ſo ſchön, daß ſich die Augen der Marquiſe an dem Feuer ihrer haßvollen Eiferſucht entzündeten. Sie hätte in dieſem Augenblick dem Signal voraneilen und die Sündfluth vorbereiteter Beleidigungen über ihre Nebenbuhlerin ausſtrömen laſſen mögen. Die arme Bertha! Eben ſo gut hätte man eine Leiche mißhandeln können. Sie hatte bereits hinter dem jetzt aufgezogenen Vorhange das grauſamſte Märtyrthum erduldet. Als ſie zum erſten Male ihr Haus verlaſſen hatte, nachdem ſie den Brief des Fräulein Grièche erhalten, hatte ſie ſich in aller Eile nach dem Theater begeben. Grièche erwartete ſie daſelbſt. Grièche, die gewöhnlich, ſo wohlwollend, wir könnten ſagen: ſo ehrfurchtsvoll war, hatte eine ganz andere Haltung angenommen. Sie ſagte ohne Umſtände zu Lovely:

„Ich verlange mein Geld.“

Digitized by Google

„Hätten Sie mir das in Ihrem Briefe geſchrieben," ſagte Bertha. „ſo würde ich daſſelbe ſogleich mitgebracht haben."

Grièche ſchüttelte den Kopf und murrte: „Wenn dem ſo iſt, dann iſt es deſto beſſer und ich werde nichts weiter zu ſagen haben. — Hat man mir aber die Wahrheit geſagt, meine edle Frau von Marans, dann wehe Ihnen!"

„Wer hat Ihnen dieſes Geheimniß offenbart?" fragte Bertha.

„Jemand, der daran einen Gefallen gefunden hat, meine edle Dame. — Nun gehen Sie und holen Sie mein Geld."

Bertha ſtieg wieder in ihre Kutſche. Wir wiſſen, was ihrer zu Hauſe wartete. Ihr Secretair ſtand offen, das anvertraute Geld war verſchwunden Dann der letzte Stoß, welcher ihr von der Hand ihres eigenen Sohnes verſetzt wurde! Lucienne war es, von der ſie in das Leben zurückgerufen wurde. Sie hatte den Gedanken, ſich den Tod zu geben, ſo tief war der Abgrund, in welchen ſie geſtürzt war, ſo fern jede Ausſicht auf Rettung! O! alle Schläge Fargeau's hatten dieſes Mal ihr Ziel erreicht!

Aber ihre doppelte Rolle war bekannt geworden. Starb ſie, ſo ließ ſie die Unehre hinter ſich. Ihre Kinder! ihre geliebten Kinder! Um ihretwillen faßte ſie neuen Muth, und ihr Muth war ein erhabener! Der lange Schmerz ihres Lebens hatte ſie gekräftigt, anſtatt ſie zu erſchlaffen. Sie war die Frau in der ganzen Kraft ihrer Selbſtaufopferung; ſie war eine Mutter, welche nur durch den Tod gebeugt werden konnte. Sie kehrte nach dem Theater zurück und verlangte mit dem Director zu ſprechen. Dieſer Mann lebte nur durch ſie, aber er verweigerte ihr die Unterſtützung, und das iſt ſo in der Regel. Dann ſtieg ſie nach dem Foyer hinab, wo Grièche auf ſie wartete.

Die Stunde der Theateröffnung nahete.

„Mein Geld!“ rief die Duenna.

Bertha ſchwankte unter dem Gewicht ihrer Schande, denn alle Schauſpieler waren verſammelt.

„Geben Sie mir Zeit bis morgen,“ ſagte ſie mit gebrochener Stimme.

Die Duenna war die beſte Frau von der Welt, aber dieſes Geld war das Brot ihrer Tochter. Und auch ſie liebte leidenſchaftlich ihr Kind. Sie war ſtolz, dieſe arme Grièche. Für gewiſſe Leute beruht in dem Brot die Ehre, weil von der Armuth die Ehrloſigkeit nach ſich gezogen wird. Von einer guten Perſon, wie Grièche, war in einem ſolchen Falle kein Mitleid zu erwarten, keine Gnade, kein Aufſchub, kein Waffenſtillſtand. Solche Frauen ſind unerbittlich.

„Ha!“ rief ſie aus und war um ſo gereizter, je größer ihr Vertrauen geweſen war, „alſo iſt es wahr, was man mir geſagt hat! Elende! Du haſt mir meine armen zehntauſend Franken geſtohlen! — Aber Du ſollſt ſie mir bezahlen!“

Die Künſtler empörten ſich. Bertha ſtand inmitten eines theils neugierigen, theils feindſeligen Kreiſes. Ihre Augen waren naß, ihr Antlitz bleich, ihre Hände gefaltet, eiſig kalt. Schlimmeres hatte ſie noch nie geduldet, konnte ſie ſelbſt in ihrer letzten Stunde nicht dulden.

Digitized by Google

Märtyrthum.

Die arme ſchöne Lovely hatte nie ihren Collegen Böſes zugefügt, wohl aber das Gegentheil. Aber warum wurde ſie ſo ſehr vom Publicum geliebt? Warum wurden nur ihr an jedem Abende ſo viele Blumen, ſo viele Kränze geſpendet? Von allen Freuden auf dieſer Welt iſt der Erfolg die glänzendſte und berauſchendſte. Dagegen gebiert auch der Erfolg den wüthendſten Haß, den giftigſten Zorn. Es gibt Wolken von Fledermäuſen, welche durch das Licht verletzt und geblendet werden. Sie ſuchen Schatten um jede Berühmtheit zu verbreiten, leugnen das Sonnenklare, blicken die niederfallenden Blumen an und nennen ſie Diſteln, hören das donnernde Bravorufen und heißen es Spott! Sie ſind hochmüthig, ſei es, daß der Zufall ihnen eine Feder in die Hand gegeben, ſei's, daß ſie Leinwand mit Farben beſudeln, ſei's daß ſie ſingen, deklamiren, muſiciren. O Könige der Kritik! Janin, reicher Geiſt, prachtvoller Stil, überſtrömender Gedanke! Banville, glücklicher Liebling der Muſen, liebe Feder, welche die Phraſen meißelt, wie der altgriechiſche Meißel den Marmor von Paros bearbeitete!

Gautier, Pinſel, der gleich der Sonne vergoldet und erwärmt! Rolle, ſeltener Vernunftmenſch, der als Minos an der Schwelle des literariſchen Elyſäums ſitzt — ihr Alle, die ihr ſouverän und ohne Berufung richtet, ihr Alle, die ihr wohlwollend ſeid, weil ihr ſtark ſeid, wenn je der Socialismus ſeine beſchmutzten Füße in das Bereich der Kunſt ſetzt, ſo werdet ihr entthront werden. Und wie viel Galle wird auf den berühmten Sammet euerer Sitze ausgeſpritzt werden! wie viel verhaltene, gährende, verſchärfte Galle! Der Bürger einer Cymodocée Tampon wird den Ruhm einer Rachel guillotiniren; der Freund einer Sofolle wird Déjazet zu Bobino ſenden; Zoe wird das Haupt eines Frédérick Lemaitre verlangen. Und Immergrün, das freie Weib! und Narciſſe Baldaquin! und Balanciel! und Bobinel! ſie warten — verlaßt euch darauf — ſie warten auf die große Revolution, welche das Feld der Kunſt nivelliren und die Rieſen ſo weit verkürzen ſoll, daß man auch die Zwerge ein Wenig ſehen kann. Und während ſie warten, knirſchen ſie, ſchäumen ſie, wetzen ſie ihre Zähne. Wenn ihnen der Zufall eine Gelegenheit zum Beißen gibt, dann feiern ſie ein wüthiges Hallali!

Arme ſchöne Lovely! Solltest theuer die Triumphe bezahlen, welche Dich gar nicht gerührt, die aber ſo viele Neider um Dich herum geſchaffen hatten! Warum hatteſt Du auch die großen ſinnigen, ſanften Augen, während Cymodocée die rothen Ränder, welche ihre Augenlider begränzten, nicht von einander entfernen konnte? Warum wurde der talentvolle Zoe nicht mehr herausgerufen, ſeit ſie das Dianatheater betreten hatte? Warum füllte ihre wunderbare Stimme das Haus, in welchem Ida's ſcharftönende Schreie erfolglos verhallten? Warum maßte ſie

ſich an, zu gleicher Zeit eine große Künſtlerinn und ein anbetungswürdiges Weib zu ſein? Kann man ſolche Dinge verzeihen?

Die Damen hatten ihre Häckelzeuge zur Seite gelegt. Zoe ſchaute nur noch mit einem Auge in den Spiegel. Paoli hatte Recht gehabt, wenn ſie ſagte, daß Fräulein Grièche, wenn ſie einmal anfinge zu ſchreien, von der Madeleine bis zur Baſtille gehört werden würde. Auch dieſe Grièche beſaß eine Stimme!

„Sehen Sie," ſagte ſie, indem ſie beide Fäuſte in die Seiten ſtemmte und ihr Geſicht dem der Lovely möglichſt näherte, „ich würde dieſem ſchönen Vogel ſelbſt den lieben Gott ohne Bedenken anvertraut haben! — denn, auf mein Wort, ich achtete ſie!"

„Wird ſich wohl wenig aus Ihrer Achtung gemacht haben!" meinte Zoe.

„Du Halbviertels-Menſch," rief Grièche, „wenn Du ſie unterſtützeſt, ſo werde ich Dich zurecht ſetzen!"

Zoe war nur auf der Bühne ein ritterlicher Mann. Sonſt mochte er ſich weder mit Männern, noch mit Frauen ſchlagen. Eine Henne würde ihn in die Flucht gejagt haben

„Ich eine Diebinn unterſtützen!" rief er aus, indem er ſich auf dem Abſatze drehete; „Sie kennen mich nicht, Mama Grièchemar!"

„Gott ſei Dank!" verſetzte Ida, erſte Liebhaberin, „hier wird Niemand ſie unterſtützen! Wir ſind lauter rechtſchaffene Mädchen!"

„Das verſteht ſich am Rande!" fügte Cymodocée hinzu.

Und Fofolle ſchloß:

„Verdammt! wenn man ſeine Wohnung geheim hält, ſo muß man wohl nichts Gutes im Schilde führen!“

„Das iſt wahr! das iſt wahr!“ ſchrie Grièche; „ich muß den Verſtand verloren gehabt haben! — dieſes Geſchöpf hatte mich behext! — Wenn ich bedenke, daß ich ihr das Geld meines Kindes anvertraut hatte, ohne nur ihre Adreſſe zu kennen! — Aber was haſt Du denn mit meinem armen Gelde gemacht?“ fuhr ſie dann mit verdoppelter Heftigkeit fort und wandte ſich wieder gegen die Lovely, „was haſt Du damit gemacht? — was haſt Du damit gemacht?“

Lovely hatte ihren Mund noch nicht geöffnet. Sie ſtand regungslos und gleichſam ohne Empfindung in der Mitte dieſer ſie angreifenden Gruppe. Ihre Arme hatte ſie über der Bruſt gekreuzt und ihre Augen waren ohne Thränen. Die ſchreckliche Bläſſe ihres Angeſichts und die blauen Kreiſe unter ihren Augen verriethen allein ihre Leiden. Und dieſe Leiden waren fürchterlich. Aber nicht die Beleidigungen waren es, welche ihr das Herz zerfleiſchten. Grièche und all die andern männlichen oder weiblichen Weſen, die ſich gegen ſie empört hatten, waren nur der grobkörperliche und materielle Theil ihrer Marter. Gabriel! Gabriel! das angebetete Kind! Lucienne! dieſe Beiden, welche ſie nicht wieder ſehen wollte! Gott, der ſich der Hand des Sohnes bedient hatte, um ſie zu vernichten! O! die arme gemarterte Seele! die arme Mutter!

„Antworte doch!“ kreiſchte Grièche, „was haſt Du mit meinem Gelde gemacht?“

„Man hat es mir genommen —“ ſtammelte Lovely.

Die Umſtehenden lächelten ungläubig.

„Man hat es Dir genommen!“ ſchrie die Duenna, deren

Wuth ſich noch ſteigerte; „ha! man hat es Dir genommen! — Und Du glaubſt mich mit dieſer Lüge bezahlen zu können!“ — „Es iſt wunderlich,“ bemerkte Cymodocée Tampon mit der Autorität, welche ihr von ihrer ſocialen Stellung verliehen wurde, daß jeder Gauner dieſelbe Ausflucht hat. Sie bleiben dabei ſtehen: „Man hat es mir genommen!“

„Oder,“ verſetzte Fofolle, „ſie ſagen auch wohl: „Ich habe es verloren!“

Die Duenna ſchüttelte Lovely's Arm. Das Blut trat ihr in die Augen und ihre Lippen zitterten. „Höre!“ ſagte ſie, „dieſe zehntauſend Franken gehören meiner Tochter. — Wenn Du ſie mir wiedergeben willſt, werde ich Dir nichts Böſes thun.“

„Ich werde ſie Ihnen wiedergeben, meine Dame.“

„Schweig! — treib mich nicht auf das Aeußerſte, — ich möchte den Verſtand verlieren! — Elende! weiß Du, daß es ein junges Mädchen iſt, dem Du ſein Brot genommen haſt?“

„Ach,“ ſagte Ida, die Unſchuldige, „und man muß doch eſſen! — die Natur gebietet das.“

„Weißt Du, daß meine Tochter ein rechtſchaffenes Mädchen iſt?“

Die Damen biſſen ſich in die Lippen.

„Ein Engel!“ ſagte Zoe halblaut, „rein und unſchuldig, wie eine Blume des Feldes.“

„Siehe! ſiehe! Elende!“ grollte die Duenna, deren Hand ſich um Lovely's Arm krampfte; „Du biſt Urſache, daß man meine Tochter beleidigt! O! ich hätte Luſt, Dich zu ermorden!“

Damit ſagte ſie die Wahrheit. Solche alte Duennen werden ſchnell von der Wuth berauſcht.

„Wenn Sie wüßten,“ ſagte Lovely, deren Stimme in ein bitteres Schluchzen überging, „wie gern ich ſterben möchte!“

„Stirb, wann Du willſt, aber erſt bezahle mich!“ röchelte die Duenna.

„Ach!“ ſagte Fofolle, die im Grunde ein gutes Mädchen war, „jetzt wird ſie zu einer Tigerkatze!“

„Na, na, Mama!“ beſänftigte Colbrun, der zweite Liebhaber, „nehmen wir doch Vernunft an“

Eines Weitern bedurfte es nicht, um die Wuth der Duenna zu dem höchſten Paroxysmus zu ſteigern

„Und Sie unterſtützen ſie noch!“ ſchrie ſie in übermäßigen Fiſteltönen, „weil ſie ſchön iſt und ich alt bin — weil ſie fünf oder ſechshundert Franken monatlich erhält und ich für ein Stück trocknes Brot Komödie ſpiele! — O, Donnerstag! und wenn Ihr Alle gegen mich aufträtet, ſo würde mich das nicht hindern, dieſer edlen Dame die Augen auszukratzen! — Frau von Merans — die einen Sohn hat, der Doctor iſt — und eine Tochter, die ſich in Seide kleidet — in Seide, die mit dem Gelde meiner Tochter gekauft iſt! — O, Spitzbübinn! Spitzbübinn!“

Sie ſchäumte. Ihre grauen Haare hatten ſich aufgelöſt und fielen in ſchmalen Flechten über ihre Schultern. Sie hatte das Ausſehen einer Furie. Lovely rührte ſich nicht und antwortete nicht mehr. Grièche verſuchte, von ihrer Wuth faſt erſtickt, neue Beleidigungen zu finden. Aber die Stimme verſagte ihr. Da machte ſie wüthend und ihres Verſtandes nicht mehr mächtig, einen Verſuch, ſich auf Lovely zu ſtürzen. Cymodocée und Ida umfaßten ſie, um ſie zurückzuhalten. Es geſchah das nicht, um die arme Bertha zu ſchützen, aber Bertha war

bereits angekleidet und mit Blumen geſchmückt zu dem Intermezzo. Die Theater-Disciplin iſt ſo ſtrenge, wie die militäriſche Disciplin.

„Sie muß auftreten!“ rief Cymodocée; „ſchlag ſie jetzt nicht, denn ſie würde ſonſt nicht auftreten können!“

„Und Du würdeſt Strafe bezahlen müſſen!“ ſetzte Ida hinzu; „ſei vernünftig, Mama Grièche.“

Mama Grièche war nicht mehr Herrinn ihrer ſelbſt. Dennoch ſanken ihre Arme. Die Staatsgründe überwogen ihre Wuth. Aber ihre Wuth verlor dabei nichts. Sie ſchob ihre Kameradinnen mit einer kalten, faſt tragiſchen Bewegung zurück und trat ſelbſt einen Schritt zurück.

„Ich habe nichts mehr, wovon ich eine Strafe bezahlen könnte,“ ſagte ſie mit der erzwungenen Ruhe derer, welche durch die Wuth überreizt ſind; „ich will daher vernünftig ſein! — Und warum ſollte ich auch dieſes Weib ſchlagen? — Schläge werden von ſolchen Perſonen nicht gefühlt. — Ich habe Ihnen etwas Beſſeres anzubieten, Frau von Marans. Sehen Sie,“ fuhr ſie in einem wahrhaft erſchreckenden Tone fort, „Sie ſollen mich bezahlen, und wäre es mit Ihrem Blute! — Ich werde mich nach Ihrem hübſchen Hôtel in der Rue du Regard begeben, werde mich vor die Thür ſtellen und allen Vorübergehenden zurufen: „Hier wohnt die edle Frau von Marans, ſonſt Lovely genannt, welche den Armen ihr Geld ſtiehlt!—“ “

Bertha zitterte, aber ſie ſchwieg.

„Ida!“ rief Zoe an dem andern Ende des Foyers, „willſt Du die Scene mit dem Kuſſe wiederholen?“

„Ja, Gaetano, ja," antwortete die Liebhaberinn, „aber küſſe mich nicht ernſtlich, denn Deine Lippen färben ab."

Zoe näherte ſich in geſchmeidigen Krümmungen. Ida ſtellte ſich, als taſte ſie in finſterer Nacht.

Zoe. Hier iſt es! — Die Sykomore zur Rechten — links die Madonna — Griſeldis wird kommen —"

Ida. Ich zittere. — Da iſt die Sykomore und die Madonna!

Zoe. Ich höre Schritte.

Ida. Mir iſt, als ob ein leichtes Geräuſch —

Zoe. Griſeldis!

Ida. Gaetano!

Zoe. O Dank! Dank Dir, daß Du gekommen biſt! Dank Dir! Griſeldis! Dank Dir, um meinetwillen, der ich Dich liebe! Dank Dir, um Deinetwillen, die ich glücklich machen will! Dank Dir! Dank Gott! Dank der Nacht, welche uns beſchützt! Dank dem nächtlichen Geſtirn, welches Deine Schritte bis hierher geleitet hat! — Was weiß ich! Freude und Entzücken füllen mein Herz! — Dank für dieſes Glück! Dank für dieſe Wonne! Dank Deiner heiligen Mutter, die Dich ſo ſchön geboren hat! — Deiner Mutter, Griſeldis! o! Deiner Mutter! Deiner Mutter! — Dank Deinem Vater! o! Deinem Vater! — Griſeldis, Deinem edlen Vater!

Fofolle (halblaut). Dank Deiner Amme und Deinen Milchbrüdern!

Colbrun (halblaut). Dank Deiner Muhme! — o! Griſeldis! Deiner Muhme!

Fofolle (eben ſo). Dank Deiner Gevatterinn! o! Griſeldis! Deiner Gevatterinn!

Zoe (fortfahrend). Dank dem blauen Sterne, der uns am Himmel zulächelt! — Dank der ganzen Natur! Dank! Dank! Dank!

Colbrun O wie ſelig! o wie ſelig! ſo ein dummer, dummer Junge ſein!

Ida. Wenn der grauſame Oloferno dieſes Stelldichein überraſchte —

Zoe. Oloferno! Der Elende! der Ehrloſe! der Verräther! der Jammervolle! Oloferno, der Lügner! Oloferno, der Meineidige! Mein Schwert iſt bereit — mag er kommen!

Die Portière (eintretend). Hier iſt Grog mit Rum für Mamſell Ida.

Colbrun (Zoe nachahmend). Dank Dir, Portière, die Du das ſchüchterne Gebräu überreichſt! — Dank dem Limonadier, der es gemiſcht! — Dank Deinem Geſpons! — Dank dem Kater, welcher Deine Freude, Dank dem Koblauch, welcher Dein Parfüm iſt! Dank! Portière, Dank! — o, Dank! Dank!

Ida trank ihren Grog, und Zoe ging ſchmollend hinweg. Die Stimme der Grièche ließ ſich von Neuem hören. „Ich werde Deine Kinder auf der Straße erwarten," ſchrie ſie, „Deinen Sohn und Deine Tochter! — Du liebſt ſie ſehr, nicht wahr? — O! ich werde ihnen zeigen, was ihre Mutter iſt — Eine Frau, welche die Bretter betritt und dabei eine Diebinn —"

Man hätte bis dahin meinen ſollen, daß Grièche ihre Worte an eine Marmorſtatue verſchwende, aber bei dem letzten Worte fuhr Lovely mit der Hand über die Stirn und ihre Beine ſchwankten.

„Gnade!“ flehte ſie.

Grièche lachte laut auf.

„Gnade!“ wiederholte ſie; „denken Sie ſich, Collegen, ſie verlangt Gnade! Die Frau von Marans will nicht, daß ihre Kinder ihre Geſchichte erfahren!“

Bertha faltete ihre zitternden Hände.

„O!“ flehte ſie, während endlich eine Thräne in ihre gerötheten Augen trat, „o! meine Kinder! — o! meine Kinder!“

„Nun, wahrhaftig!“ rief Fofolle, „wenn ich zehntauſend Franken hätte, ſo würde ich Dir dieſelben in das Geſicht werfen, Grièche!“

„Ein wenig Gold, ein wenig Schmutz!“ ſeufzte Ida und trank ihren Grog aus.

Grièche wäre vielleicht von einer Rührung ergriffen, denn die letzten Worte Bertha's waren herzzerreißend erklungen, wie die Klage einer Sterbenden, aber die unzeitigen Worte Fofolle's und Ida's erfüllten ſie mit neuer Wuth. Sie zog Lovely mit ſich bis in die Mitte des Foyers.

„Sie fühlen ſich gelangweilt,“ ſagte ſie, indem ſie ſich an ihre Colleginnen wandte, „weil eine arme alte Perſon das Brot ihres Kindes zurückverlangt! — eine ſchöne Geſchichte! Das Kind mag eine Fofolle oder eine Ida werden, nicht

wahr? Aber ich will das nicht! Mein Kind iſt unſchuldig, und ich will es unſchuldig erhalten, und ſollte ich dieſer Frau den letzten Tropfen ihres Blutes nehmen. — Sie wiſſen noch nicht Alles! — Die Kinder dieſer Frau ſpielen eine Rolle in den erſten Kreiſen. Ich werde ebenfalls in die vornehmen Häuſer gehen. — Vielleicht verweigert man mir den Eintritt in die Salons, aber von der Thür des Vorzimmers aus werde ich rufen: Herr von Marans iſt der Sohn der Lovely, der Sängerinn! Fräulein von Marans iſt die Tochter der Lovely, der Diebinn!"

Es wurde zu dem Intermezzo geklingelt. Bertha erſchrak und richtete ſich wieder auf.

„Ich bitte Sie um vierundzwanzig Stunden Friſt," ſagte ſie in einem kalten und kurzen Tone.

Und da die Duenna ihren Mund zu einer Antwort öffnete, ſo legte Bertha ihre Hand auf deren Schulter und ſagte ihr einige Worte in das Ohr. Die Duenna ſchrak zurück.

„Sie werden das thun!" ſagte ſie mit veränderter Stimme; „Sie! — O, Lovely, ich bin vielleicht zu hart mit Ihnen geweſen — aber meine Tochter —"

Bertha winkte ihr zu, daß ſie ſchweigen möge, und ſchritt nach der Bühne. Grièche ſchien ihr folgen zu wollen, beſann ſich aber ſchnell eines Andern und ſagte:

„Nun, im Grunde muß es mir lieber ſein, wenn ſie das thut, als wenn meine Tochter dieſes Loos trifft. — Die arme Frau — ach die arme Frau!"

Die Häkelnadeln wurden wieder in Bewegung geſetzt. Zoe

betrachtete ſich im Spiegel. Colbrun ſpielte mit Ida's Hunde Fofolle ſang. Altomore, der Verräther, rieb ſich Kohle in die Augenbrauen.

Nur noch die Duenna dachte an Lovely.

Die Romanze von der Weide.

„Wie bleich sie heute Abend ist!" sagten die Dilettanti des Dianatheaters zu einander.

Denn die Lovely hatte Kunstkenner, wahre Kunstkenner nach dem Dianatheater gezogen, welches doch so fern von den auserwählten Breitengraden liegt, in denen die Religion der Musik ihre Altäre hat. Man muß gestehen, daß Paris Luchsaugen hat, und daß sich kein Diamant lange vor ihm verbergen kann.

„Wie bleich unsere **diva** ist! man sollte meinen, daß sie dulde!"

Das magere und ungenügende Orchester versuchte jene vollen und klagenden Accorde, mit denen Rossini den Gesang der Ophelia einleitet. Mazurka's Herz hüpfte in seiner Brust. Auf den ersten Blick hatte er Bertha wieder erkannt. Tausend Gedanken durchkreuzten sich in ihm. Es war Bertha! Bertha! Gott hatte ihn gewissermaßen bei der Hand hierher gezogen, um sie zu beschützen und zu retten. O! wie innig dankte er Gott in seinem Herzen! Es war Bertha, diese heldenmüthige Mutter,

dieſe Märtyrin, welche alle Mühen und Leiden übernahm, um ihre Kinder glücklich zu machen. O! ſeine Schweſter! ſeine angebetete Schweſter!

Die erſte Note, welche Bertha ſang, füllte ſein ganzes Herz. Er rührte ſich nicht mehr. Er war bleich, wie ſie. Und ſeine Kraft erlag faſt der Aufregung, welche ihn ergriff. In dieſem Augenblick hätte Guérineul das Zeichen zum Pfeifen geben können. Mazurka würde ihn nicht daran verhindert haben, denn er ſah nichts mehr. Er hatte Alles vergeſſen. Aber Guérineul bedachte, daß Mazurka ihn auf der Stelle erwürgen würde, wenn er das Zeichen gäbe. Die drei Logen warteten und begannen ſich zu wundern, denn die Sängerin hatte die erſte Strophe der Romanze von der Weide faſt beendet Die im Parterre, auf den Galerieen, im Paradieſe aufgeſtellten vollziehenden Perſonen warteten ebenfalls. Das vollſtändigſte Schweigen herrſchte in dem Saale. Und durch dieſe tiefe Stille erklang rein, voll, großartig die Stimme der Sängerin, prachtvoll durch ihre Aufregung und Wehmuth, wie der Gedanke des Maeſtro. Man ſagt, daß der größere Haufe die höhere Muſik nicht liebe. Das iſt eine Täuſchung, eine Unwahrheit! Wenn die edlere Muſik zu dem Herzen des Volkes gelangt, dann bringt ſie gewaltige und urplötzliche Wirkungen hervor, wie ſie durch nichts Anderes hervorgebracht werden können. Bei dem Auftreten der Malibran fielen im Paradieſe ſtille Thränen, jubelte das Amphitheater, zitterte der Balkon vom ſtürmiſchen Beifall. Nur bedarf das Volk gewiſſe deutliche und ſympathiſche Erklärungen. Es begreift nicht jede berühmte Muſik. Wo es nur Kunſt findet, wird es nicht leicht erwärmt. Außer der Kunſt verlangt es auch Gefühl und Herz.

Die Beſucher des Dianatheaters waren noch lange nicht die Beſucher des Paradieſes, des Amphitheaters und des Balkons in der großen Oper. Nur fünf Sous koſtete der Platz. Es war ein ungebildetes Publicum, ein Publicum, welches **panem et circenses** geſchrieen haben würde, wenn es Lateiniſch verſtanden hätte. Wir dürfen nicht leugnen, daß dieſes Publicum ein ſcharf gewürztes Poſſenſpiel im Allgemeinen jeder Muſik vorzieht. Und dennoch wurde dieſes Publicum von Lovely's Stimme bezaubert, als ſie die Romanze von der Weide ſang. Nicht ein Geräuſch, nicht ein Athemzug wurde gehört. Es lauſchte, es litt jenes berauſchende und göttliche Weh, das man bei der Berührung mit dem Genie empfindet. Sie war ſo ſchön, dieſe Sängerin! und ihr ganzes Herz goß ſich ſo ſanft in ihren Geſang aus! Sie war keine Schauſpielerin mehr, o! nein, denn ihre Stimme war der Ausdruck einer wahren, tiefen Wehmuth. Man hörte eine Sterbende, welche der Welt ein letztes ſanftes und ſchwermuthsvolles Lebewohl zuruft; man hörte den Ausdruck der verlornen Hoffnung, der Jugend und Schönheit, die in ein kaltes Grab hinabſinkt und den ewigen Schlummer wie eine Zuflucht erfleht.

In einer Vorderloge, deren Gitter halb erhoben war, ſaß ein einziger Mann. Dieſer Mann hatte eine Binde vor ſeinen Augen. Seine beiden Hände waren auf die Bruſt gepreßt und Thränen floſſen an ſeinen Wangen hinab Dieſer Mann war Herr Raymond Lointier, der arme Blinde; es war Lucien.

So hatte alſo Bertha Alle um ſich, von denen ſie geliebt wurde. Und ſie wußte es nicht. Sie duldete Todesſchmerz, glaubte ſich verlaſſen von den Menſchen, verſtoßen von Gott.

Lucien befand ſich in einer wahrhaften Verzückung, die voll

Qual und auch voll Wonne war. Was er fühlte, das dürfen wir nicht wagen zu ſchildern, denn das Herz ſagt nicht alle ſeine Geheimniſſe, und es giebt geheimnißvolle Gluthen, welche die Feder auch nicht zur Hälfte wiedergeben kann.

Er beſuchte oft ins Geheim dieſes Theater, nach welchem er durch eine unerklärliche Gewalt gezogen wurde, der er nicht zu widerſtehen vermochte. Er hatte ſchon oft an dieſer Stelle vor Weh und Wonne geweint. Die Sängerin war nicht blind, wie man ihn verſichert hatte. Alſo war es Bertha nicht. Aber ſie erinnerte ihn an Bertha, ſie verſetzte ihn in ein Fieber, in welchem er Bertha vor ſich erblickte. Er lebte Minuten lang nur in der Vergangenheit. Er verſetzte ſich in die Jugend zurück, ſein früheres Glück, ſeine theuern Erinnerungen wurden wieder in ihm lebendig.

O! wie glühend wurde dieſe Bertha geliebt, welche ſich verlaſſen und vergeſſen glaubte! Tiennet, ihr Bruder! Lucien ihr Geliebter, ihr Gatte vor Gott!

Ein ſanftes Gemurmel durchlief den Saal. Die erſte Strophe der Romanze von der Weide war beendet. Hier und dort wurde der Beifall laut. Mazurka athmete auf, wie ein Mann, der aus tiefem Schlafe erwacht.

Die Romanze von der Weide.

(Fortsetzung.)

Die Nichten sagten:

„Es wird ja Beifall geklatscht, und Niemand pfeift!"

Paoli stieß die Marquise an:

„Nun?" fragte sie; „was macht denn Ihr Herr von Monsigny?"

Oliva sah nach Guérineul. Ihre Augen begegneten Mazurka's Augen. Und sie schlug ihren Blick nieder, wie ein junges Mädchen; ihre Schläfe pulsirten und über ihre Stirn ergoß sich glühende Röthe.

„O!" dachte die Mailänderin, „ich bin nicht verliebt! — Und ich habe mir zugeschworen, daß Lovely an mich denken solle — und müßte ich auch selbst das Zeichen geben!"

Ach, die arme Lovely hatte schon Grund genug, an die Paoli zu denken! Es war ja die Paoli gewesen, welche in Folge der von Fargeau erhaltenen Mittheilungen der alten Grièche die Wohnung der Frau von Marans angegeben und ihr wegen ihres Geldes Besorgniß eingeflößt hatte. Es war die Paoli gewesen, welche den Brief, durch welchen Grièche die

Frau von Marans in das Foyer des Dianatheaters einlud, gewiſſermaßen dictirt hatte. Und ihre Aufgabe war keine leichte geweſen, denn Grièche hatte ſich gewöhnt, Lovely wie ein Kind zu lieben und ſie zu gleicher Zeit wie ein höheres Weſen zu achten. Wenn es ſich aber darum handelt, etwas Böſes zu thun, ſo kommt der Teufel ſeinen Geſchöpfen zu Hilfe. Nichts widerſteht ihnen. Und dazu kam, daß die arme Grièche ihre zehntauſend Franken ſo aufrichtig liebte!

Lovely begann die zweite Strophe ihrer Romanze. Lucien ließ das Gitter ſeiner Loge noch weiter nieder, damit er noch beſſer höre und die Stäbe auch nicht den tauſendſten Theil der Töne, die ihn in den Himmel erhoben, bei ihrem Durchgange aufzufangen vermöchten. Paoli bemerkte das und lächelte. Hätte Mazurka ſich nicht in dieſem Augenblick ganz und gar nur mit Bertha beſchäftigt, hätte er auch nur die mindeſte Zeit gehabt, um das Lächeln und den Blick der Mailänderin zu bemerken, ſo würden viele Schmerzen vermieden ſein. Aber Bertha ſang und er ſah in dem von Menſchen überfüllten Hauſe nur Bertha.

Aber noch eine andere Perſon war zugegen, die, im Schatten verborgen, dieſelben Aufregungen fühlte, wie Mazurka, wenn auch in einem geringeren Grade. Das war Clemence Lointier, welche ihr Antlitz mit den dichten Spitzen ihres Schleiers bedeckt hatte und ſich gegen die Loge des Herrn Fargeau lehnte, indem ſie an der Ecke des Ganges ſtand, der nach den Balkonſitzen führte. Clemence wußte kein Wort von der langen bretoniſchen Geſchichte, welche in dieſem Augenblick in Mazurka's Gedächtniß wieder auflebte. Sie wußte nicht einmal den Namen des Schloſſes Ceuil. Aber es lagen in der Gegenwart noch

mehr Geheimniſſe, als in der Vergangenheit. Indem ſie Gabriel's und Lucienne's Mutter in der Lovely des Dianatheaters wieder erkannte, errieth ſie einen Theil der Geheimniſſe der Gegenwart. Sie fühlte von jetzt an, wodurch Herr André Lointier ſeine Kraft gegen die Familie von Marans erhalte. Es ging in dieſem Augenblick etwas Sonderbares vor. Albert's bleiches und leidendes Antlitz zeigte ſich in dem Gange zum Balkon auf der entgegengeſetzten Seite des Hauſes. Albert durchflog mit ſeinen Blicken die Galerieen und die Logen. Clemence ſah ihn und erſchrak. Und doch hatte ſie gewußt, daß Albert kommen werde, da ſie ſelbſt ihn gerufen hatte Aber es giebt unerklärliche Vorahnungen. Albert's Anblick veranlaßte ihr einen peinlichen und ſchreckenden Eindruck. Sie fragte ſich, aus welchem Grunde ſie dieſen Mann in den begonnenen Kampf verflochten habe. Er war ein Fremder für die, welche von der Gefahr bedroht wurden, ſo wie er auch für ſie ein Fremder war. Sie hatte nichts, womit ſie ihn belohnen konnte. Albert liebte ſie glühend, und ſie konnte ihn höchſtens mit der Liebe einer Schweſter zu ihrem Bruder wiederlieben. In dieſem Augenblick, wo Albert, der auf ihren Befehl gekommen war, ſie ſuchte, ohne ſie entdecken zu können, betrachtete ſie ihn mit andern Augen und aufmerkſamer, als ſie je gethan hatte. Sie gab der Wehmuth, welche in den Zügen des jungen Mannes lag, eine Bedeutung. Dieſe erſchien ihr, wie eine Vorbedeutung des Unglücks und wie eine Drohung bevorſtehenden Todes. Mit ſolchen Empfindungen betrachtete ihn Clemence. Und in dem hellerleuchteten Hauſe, inmitten einer großen Menſchenmenge überlief ſie jener Schauder, welcher die Adern zu durchrieſeln pflegt, wenn man in nächtlicher Einſamkeit an die Todten denkt.

Digitized by Google

Narrheiten das! Albert war jung und kräftig; seine bescheidene Stellung schützte ihn wenigstens gegen den Haß und Neid: Albert hatte keine Feinde. — Das warf sich Clemence ein, aber unter Albert's reichen schwarzen Haaren glaubte sie eine leichenblasse Stirn und eingefallene Augen zu erblicken. Das arme Mädchen war von einem Fieber ergriffen! Durch Albert's eleganten Frack sah sie eine klaffende und blutende Wunde!

Sie drängte sich in den Hintergrund des Ganges zurück, da sie nicht wollte, daß Albert sie sehe. Ihr Geist war umdüstert. Sie dachte: „Nein, nein, ich will mich in diese lichtscheuen Intriguen nicht mengen. — Wenn ich ihn liebte, so würde ich das Recht dazu haben, allein ich liebe ihn nicht."

Und während sie sich solchergestalt in den Hintergrund des Ganges zurückdrängte, öffnete sich die Thür der Loge, in welcher Herr Fargeau saß, ein Wenig, und das breite Antlitz des Herrn Romblon-Ballon erschien, röther und schweißtriefender, als gewöhnlich.

„Nun?" fragte Fargeau halblaut.

„Nun! — gut! gut! — Die Treppen sind enge in diesen kleinen Zwei-Sous-Theatern. — Puh! die Geschichte ist im Sack —"

„Erklären Sie sich."

„Eine schlechte Straße, die Rue des Fossés! — Puh — uh! — Ich habe sie an die Ecke der Rue de la Tour gestellt und zu ihnen gesagt: „Ihr werdet einen schönen Herrn — einen Fashionable durch die Rue d'Angoulème kommen sehen — er wird an der Hinterthür warten — eine schwarz gekleidete Dame, mit einem Spitzenschleier vor dem Angesicht, wird herauskommen —

Der Faſhionable wird ihr folgen — wenn er vor der Rue de la Tour vorüberkommt, einen Schlag auf den Kopf und einen Meſſerſtich in den Rücken —"

„Sie haben den Namen der Lovely nicht ausgeſprochen?"

„Nein —"

„Es iſt gut —"

Fargeau ſchlug die Thür ſeiner Loge Romblon vor der Naſe zu. Romblon aber machte: „Puh-uh! puh-uh-uh! puuh!"

Clemence hatte ſich auf die Zehen erhoben. Sie hatte alles Mögliche gethan, um die Unterhaltung zu belauſchen, welche mit leiſer Stimme ſtattfand. Aber nur ein Wort war bis an ihre Ohren gedrungen: der Name der Lovely. Dieſer Umſtand beſtärkte ſie wieder in dem Vorſatze, um jeden Preis zu Frau von Marans zu dringen, bevor dieſelbe das Theater verlaſſe.

Herr Fargeau hatte ſeinen Sitz im Hintergrunde der Loge wieder eingenommen. Von Mazurka's Handlungen war ihm nicht eine entgangen, aber er wartete. — Er wartete auf die Ankunft des jungen Doctor Gabriel, der ebenfalls zu dem Feſte eingeladen war. Und was kümmerte ihn überhaupt die Verſchwörung noch, wenn nur Gabriel kam. Für den moraliſchen Meuchelmord, welchen der gute Herr Fargeau begehen wollte, war die Verſchwörung nur das Gift, in welches man den Dolch taucht. Nöthigenfalls kann der Dolch auch ohne Gift tödten. Er wartete. Gabriel blieb allerdings lange aus, aber bis zu dem letzten Augenblick konnte er noch kommen. Warum hätte Fargeau's dritter Brief ſeine Wirkung verfehlen ſollen, da ſeine

beiden erſtern einen ſo ſchönen Erfolg gehabt hatten? — Mazurka kümmerte ſich nicht um alle die Leidenſchaften, welche ſich um ihn herum regten. Er hatte die Schließerin vergeſſen und auch das junge Mädchen, welche mit ihm ſprechen wollte; er kannte Albert nicht; er hatte Lucien nicht geſehen; er dachte nicht mehr an Fargeau. Romblon's Thätigkeit war von ihm unbemerkt geblieben. Die Logen hinter ihm, welche bis an die Mündung gefüllten Bomben glichen, die ganze auf ſchlaueſte Art eingeleitete Verſchwörung, das Alles verſchwand vor ſeinen Augen, als wäre es gar nicht vorhanden geweſen. Selbſt um Gabriel's Eintritt würde er ſich in dieſem Augenblick wenig gekümmert haben. Wahrhaftig! er würde Gabriel geküßt und ihm zugerufen haben: Auf die Kniee, Kind, auf die Kniee! Deine Mutter iſt eine Heilige!" Seine Freude wuchs. Es war das eine jener mächtigen, tiefen, ſich mittheilenden Freuden, deren nur kindliche und ſtarke Herzen, wie Mazurka eins beſaß, fähig ſind. Er hörte, er ſah! Der gewaltige Schmerz, welcher in Bertha's Stimme und Zügen lag, laß ihn weinen und jauchzen zu gleicher Zeit. O! wie viel hatte ſie erduldet! aber wie glücklich ſollte ſie dafür werden! Sein Herz floß über; es machte ihm Mühe, das Frohlocken des Glücks zu unterdrücken, welches ſich ſeiner Bruſt entwinden wollte. Er kannte ſich nicht mehr. . . . . .

Als Lovely ihren Geſang beendet hatte, da wandten ſich die Köpfe der zahlloſen Verſchwornen nach den drei Logen, denn ſie erwarteten das Signal. Mazurka erwachte aus ſeinem bezaubernden Traume.

„Nun! Herr von Monſigny!" ſagten die Nichten.

Mazurka blickte Guérineul an, dem der Schweiß an den

Schläfen ſtand. Guérineul betrachtete aber die neun leeren Sitze im Orcheſter.

„Nun! Herr von Guérineul!“ rief Paoli, die ihre Demüthigung am geſtrigen Abende nicht vergeſſen hatte.

Mazurka ſchlug ihn auf die Schulter.

„Nun, Herr von Guérineul!“ ſagte auch er jetzt mit plötzlicher Heiterkeit; „klatſchen Sie!“

Und er verband das Beiſpiel mit der Lehre.

Paoli ergriff das Tuch eines Studenten und erhob die Hand, um es zu bewegen.

„Klatſchen Sie!“ wiederholte Mazurka und drückte den Arm des unglücklichen Guérineul feſter.

Guérineul klatſchte. Mazurka aber richtete ſeine hohe Geſtalt vor den drei Logen auf und herrſchte abermals: „Klatſchen Sie!“

Sein Blick war ein befehlender und feuriger. Den Händen der Paoli entfiel das Tuch. Und Jeder in den drei Logen, Männer, Frauen und Fräulein, ſchlug vor ſeinem flammenden Blick die Augen nieder, Alle wurden durch eine unwiderſtehliche Kraft gebändigt und klatſchten ſeufzend in die Hände.

„Schreiet: Bravo!“ gebot Mazurka, deſſen männliches Haupt ſich noch höher emporrichtete.

Man ſchrie: „Bravo!“

Und die Verſchwornen, welche dafür bezahlt waren, daß ſie thun ſollten, was die drei Logen thäten, die Verſchwornen klatſchten wahnſinnig Beifall und riſſen das berauſchte Publicum mit ſich hin.

Das Gebäude erzitterte in ſeinen Grundfeſten. Eine tolle Ovation war das, ein unerhörter Triumph! Und ein Regen

von Blumen fiel auf die Bühne, während der Vorhang langsam sank. Bleicher, als eine Todte, wechselte Lovely ihre Kleidung in der Loge. Sie bat Gott um Muth, denn sie hatte nur die ersten Tropfen ihres bittern Kelches erst geleert.

Yaume's Treulosigkeit.

Während diese Dinge in dem Dianathater vorgingen, schritt Yaume würdig auf dem Boulevard auf und nieder. Seine Tracht als ungarischer Groom erregte die Bewunderung der Cocosnußöl-Seife-Händler und der Contremarken-Verkäufer. Die Façade jenes Etablissements, in welchem Cymodocée Tampon, Ida, Fofolle und Zoé die schönen Ueberlieferungen einer noch in ihrer Kindheit stehenden Kunst fortpflanzen, ist nicht so breit, daß nicht ein einziger Wächter sie beobachten könnte. Yaume war fest überzeugt, daß ihm sein Mann nicht entgehen würde. Man wird sich nämlich erinnern, daß er dem Doctor Gabriel den Eintritt in das Theater verwehren sollte. Yaume war kein Adler, aber doch ein kluger Mann, und seine Unschuld ging nicht so weit, daß er die Existenz der Polizeisergeanten hätte verkennen sollen.

„Ach, verdammt!" sagte er, als er seinen Posten bezog, „ich wollte, daß Herr Philippe mir ein anderes Geschäft übertragen hätte, als dasjenige, mit welchem er mich betraut hat, wie man zu sagen pflegt. Der junge Mann, den ich veranlassen soll, daß er vor der Thür bleibe, kann den Mund weit aufthun

und empfindlich werden, wie ſolche junge Burſchen zu thun pflegen — in welchem Falle man gezwungen iſt, Gewalt anzuwenden. — Ach ja, ich kenne Orte, wo man ihm beide Beine abſchlagen könnte, ohne daß ſich Jemand darum kümmerte — aber hier — da iſt es gefährlich — man könnte eingeſpundet werden!"

Er kratzte ſich hinter den Ohren.

„Ach, verdammt! ach, verdammt!" fuhr er fort; „ach, verdammt! ich bin gar nicht zufrieden! — Aber das bleibt ſich gleich, denn Herr Philippe hat es geſagt."

Zwei Polizeiſergeanten gingen vorüber. Yaume betrachtete ſie auf liebenswürdige Weiſe und brummte die vierundſiebzigſte Strophe des berühmten vitriatiſchen Geſanges. Bei den Worten, welche Ajax zum Jupiter ſagt: „Gieb mir Tag und dann ſei wider mich!" hätte Yaume lieber den Herrn des Olymps gebeten, die Gasflammen ein Wenig zu verlöſchen.

Ein Fiaker hielt auf der Straße. Ein junger Mann ſprang aus demſelben, ohne erſt das Tritteiſen zu berühren, und eilte auf die Façade des Dianatheaters zu. Yaume pflanzte ſich vor die Thür. Es war Gabriel, welcher angelangt war. Seine Züge waren verſtört, ſeine Kleider in Unordnung, ſeine Haare verwirrt. Ein dritter anonymer Brief hatte ihn in das Theater berufen. Man hatte ihm verheißen, daß er daſelbſt wunderſame Dinge ſehen werde. Seine Mutter war in dem Briefe genannt. In dem Augenblick, als Gabriel vor Yaume vorüber gehen wollte, hielt ihn der Letztere ohne Umſtände zurück.

„Schau! ſchau!" ſagte er, „das iſt doch allerliebſt! Sollten Sie mich vielleicht wiedererkannt haben?"

Gabriel wollte ſich von ihm losmachen, aber Yaume hatte

eine feste Faust! Gestehen müssen wir indeß, daß der arme Hirt durchaus nicht wußte, wie er diesen Auftritt verlängern sollte. Glücklicherweise ließen sich auf dem Asphalt klappernde Holzschuhe vernehmen. Es war der Kutscher des Fiakers, den Gabriel in seiner Eile zu bezahlen vergessen hatte. „Haltet ihn!“ rief er.

Da es täglich vorkommt, daß sich gewisse Gentlemen gegen die armen Droschken-Kutscher kleine Späße erlauben, so sind dieselben geneigt, in Jedem einen Gauner zu erblicken. Unser Kutscher heulte förmlich, während er mit seinen breiten Holzschuhen schnell vorwärts zu kommen versuchte:

„Haltet den Spitzbuben! Haltet den Dieb!“

Und der ganze Troß, welcher vor den Theatern zu flaniren pflegt, drängte sich sofort um den armen Doctor.

„Ein Aristokrat, der seinen Fiaker betrügt!“ sagten die Einen.

„Ein Bürger, der seine Frau geprügelt hat!“ riefen Andere.

„Eine Schneidermamsell, die mit fünf Zwillingen niedergekommen ist!“

„Ledru Rollin!“

„Der kleine Papa Marrast!“

„Das Opernhaus brennt!“

„Barrikaden in der Vorstadt Saint-Martin!“

Funfzehn Personen prügelten sich, Uhren wurden in Menge gestohlen, Taschentücher wanderten aus einer Tasche in die andere, einige junge Mädchen fischten in dem Gedränge anständige Bekanntschaften! Yaume aber lachte in seinen Bart Er hatte seine Sache gemacht. Mitten in der Gruppe befand

ſich Gabriel, auf der einen Seite von Yaume, auf der andern von dem Kutſcher gehalten. Der Unglückliche wollte ja gern bezahlen, aber ſeine beiden Hände wurden feſtgehalten.

„Ha! Dieb! ha! Schurke! ha! Betrüger!“ ſagte der Kutſcher.

„Es ſcheint, Mamme Paturel,“ ſagte Madame Hulot auf dem Trottoir der andern Seite, „es ſcheint, daß es ein Pole iſt, der das Uhrmacher-Fräulein da drüben hat entführen wollen.“

„Nein, Mamme Hulot,“ antwortete Madame Paturel, „man hat mir geſagt, es wäre ein Spritzenmann —“

„Gott bewahre!“ unterbrach Madame Chauvelin die Sprechende, „es ſind zwei Polytechniker, die ſich um das Blumenmädchen in den Folies ſchlagen.“

Herr Flécheur, der Stolz des Durchganges Vendôme, näherte ſich mit offener Tabatière. „Gefällig, meine Damen?“

Den Damen war es gefällig.

„Man vernimmt, daß die Galerie dritten Ranges in den Delaſſements-Comiques umgebrochen iſt — hundertundfunfzig Perſonen ſollen zerſchmettert ſein — 'S iſt heute Abend recht angenehm, nicht wahr?“

Ein Polizeiſergeant hatte ſich bis zu der Mitte des Gedränges Bahn gebrochen. Gabriel öffnete den Mund, um ſich zu vertheidigen, der Kutſcher fluchte; Yaume nahm eine parlementariſche Haltung an, um folgende Rede zu halten:

„Herr Commiſſair,“ ſagte er, „wenn Ihnen darum zu thun iſt, die wahre und wahrhaftige Wahrheit zu vernehmen, ſo werde ich Ihnen ſelbige mittheilen —“

„Aber —“ wollte Gabriel einwenden.

„Still! Spitzbube!“ ſchrie der Kutſcher.

„Gönnen Sie uns Ruhe,“ nahm Yaume wieder das Wort, „und das von wegen der Achtung, die Jedermann der franzöſiſchen Uniform ſchuldig iſt, welche hier vor uns von einem Beamten getragen wird. — Alſo, mein Commiſſair, ich ſtehe hier und bin im Begriff, die Pflichten meiner bürgerlichen Stellung zu erfüllen; da höre ich ein Geſchrei und ſehe Jemand eilig laufen, als wollte er ſich, wie man zu ſagen pflegt, verkrümeln.“

„Ja, ja, das iſt wahr!“ rief man rund herum.

„Aber —“ wollte abermals Gabriel einwenden.

„Halt den Rand, Spitzbube!“ befahl die Menge.

„Spitzbube,“ fuhr Yaume fort, „es wird Sache der Geſetze ſein, zu entſcheiden, ob die Anklage gerecht oder ungerecht iſt. — So viel iſt gewiß, Herr Commiſſair, daß ich in dem Zweifel, in welchem ich mich hinſichtlich ſeiner Abſichten befand, und da ich ſein verſtörtes Ausſehen ſah, Hand an den Mann gelegt habe, — und daß er dann mir mit einem Tigerblick gedroht hat: „Laß mich los, Taugenichts, oder ich erwürge Dich!““

„O!“ proteſtirte der arme Gabriel.

Das war in der That eine ſchreckliche Lüge, die auf Yaume's bisher reines Leben einen garſtigen Flecken geworfen hat. Aber die Menge ſchrie wieder:

„Halt den Rand, Spitzbube!“

„Nun weiter!“ ſagte der Sergent mit dem Stolze einer ganzen Geſchwornen-Sitzung.

„Weiter? Ja nu und je nu, er hat noch allerhand häßliche Worte ausgeſprochen, mit Achtung zu vermelden, als — und als — na, die ich nicht wiederſagen mag, da ich wohl

weiß, wie man ſich in anſtändiger Geſellſchaft zu benehmen hat, Gott ſei Dank! — Ach, verdammt! die Polizeiſergeanten wären Wallachen und Socialiſten!“

Der treuloſe Hirt!

„Und daß er einen Dreck auf alle die Girondiſten, Tyroler und Galgenvögel gebe, welche bei der Polizei des Königreichs angeſtellt wären —“

„Zur Wache!“ ſagte der Poliziſt.

Yaume's letzte Worte hatten die Menge ein Wenig zu Gabriel's Gunſten geſtimmt, aber man hielt ihn einmal für einen Dieb und ließ es daher ruhig geſchehen, daß er von dem Kutſcher und dem Polizeiſergeanten nach der Wache geſchleppt wurde. Yaume machte ſich aus dem Staube, denn er war nun überzeugt, daß der Doctor Gabriel ſo bald nicht in das Dianatheater kommen würde. Madame Paturel, Madame Hulot, Madame Chauvelin und Herr Flécheur, der Stolz des Durchganges Vendôme, waren nach den vier Weltgegenden gegangen, um der Bevölkerung der Hauptſtadt mitzutheilen, daß der Cirque National auf das Theatre Hiſtorique geſtürzt ſei. . . . .

. . . . . .

Sie hatten Alle Beifall geklatſcht! Romblon-Ballon hatte geklatſcht, der gute Herr Fargeau hatte geklatſcht. Und Guérineul erſt! Und Menand jun.! Alle, alle! Immergrün und Sinngrün, die Damen und ihre Mütter, die Studenten und Herr Godanchet, Fabrikant chemiſcher Producte in Limoges. Wir glauben, daß ſogar die ſchöne Paoli ihre weißbehandſchuhten Hände einander genähert hatte. Es war ein förmlicher Wahnſinn geweſen. Und die von den Verſchwornen aufgeſtellten

Leute wandten ſich jetzt mit Blicken des Einverſtändniſſes nach den drei Logen, als wollten ſie ſagen:

„Hm! wir haben unſer Geld redlich verdient!“

Solche plötzliche Umwandlungen ſind in der Geſchichte aller Verſchwörungen ſehr häufig!

Eine gegen eine Dame gerichtete Verſchwörung iſt gewöhnlich eine Kriegsmaſchine, welche aufgefahren wird, um eine Capitulation herbeizuführen. Iſt einmal die Capitulation erlangt, ſo wird die Kriegsmaſchine zu einem Werkzeuge des Triumphes. Die drei Logen waren wüthend. Kaum gaben ſie ſich jedoch Rechenſchaft über den befremdenden Erfolg. Mazurka begrüßte anmuthig und lächelnd die Marquiſe und ſagte:

„Ich danke Ihnen, meine Damen — Sie hätten nicht wohlwollender und reizender ſein können. — Ich werde der Madame Lovely Ihre unſchätzbaren Glückwünſche überbringen.“

Fargeau und Romblon wechſelten einen Blick mit einander.

„Puh-uh!“ machte der dicke Mann, „wenn er an der Ecke der Rue de la Tour vorüberkommt —“

„Er geht,“ ſagte Fargeau.

„Das Donnerwetter von Landernau!“ rief Guérineul aus, „was für ein Mann!“

Jeder ſehnte ſich danach, ſeine Wuth an irgend Jemand auslaſſen zu können. Die Tanten, die Nichten, die Studenten, Immergrün und Sinngrün, der Blaurock Godanchet ꝛc. machten den unglücklichen Guérineul zu ihrem Opfer und überhäuften ihn mit Vorwürfen. Er war es, der Alles veranlaßt hatte, er war ein Großprahler, der ſich von einem Kinde hatte beherrſchen laſſen.

„Ich hätte Sie an meiner Stelle ſehen mögen!“ ſagte Guérineul; „und haben Sie nicht ſelber gehorcht, als er Ihnen Beifall zu klatſchen gebot?“

Nur Menand jun. behauptete bis zum Ende die Sanftheit ſeiner Sitten, ſagte nicht ein beleidigendes Wort und machte nicht eine ſpöttiſche Geberde. O! vergebens wird man ein Herz finden, welches dem ſeinigen gliche.

Als Mazurka gegangen war, ſchien die Marquiſe mit einem Male zu erwachen. Herr Fargeau näherte ſich ihr. Bis zur letzten Minute hatte Herr Fargeau Gabriel's Ankunft gehofft. Die mit ſo außerordentlichem Geiſte angeordnete Komödie war alſo völlig mißrathen! Ungeachtet ſeiner Philoſophie ließ der gute Herr Fargeau etwas Bitterkeit durchblicken, als er ſich an das Ohr der Marquiſe neigte und ſagte:

„Nun, liebe Dame, haben wir genug für unſer Geld?“

„Wird ſie nicht wieder auftreten?“ fragte Oliva.

„Nein, — und wenn ich offen ſein ſoll, ſo muß ich bekennen, daß ich Ihnen mehr Stärke zugemuthet hatte, — mehr —“

„Es iſt wahr!“ fiel ihm Oliva in die Rede, „es iſt wahr, ich habe mich erbärmlich übernommen, — ich habe nicht gewagt — er ſtand vor mir und beherrſchte mich mit ſeinem Blick! — Aber dieſe Frau! o! dieſe Frau! wenn Sie wüßten, wie ſehr ich ſie haſſe!“

„Das kann mir jetzt ganz gleichgiltig ſein, ſchöne Dame,“ antwortete Fargeau.

„Sie ſind vollkommen überzeugt, daß ſie nicht wieder auftreten wird?“ fragte Paoli, welche dem Zorn der Marquiſe ſchmeicheln zu wollen ſchien.

„O!“ rief dieſe Letztere mit den Zähnen knirſchend aus, „wehe ihr, wenn ſie nochmals aufträte!“

„Vorausgeſetzt, daß der Capitain nicht wieder erſchiene, um den ſchönen Zorn fortzublaſen!“ ſagte Fargeau halblaut und mit noch ſpöttiſcherer Betonung.

„Liebe Gute,“ ſagte Paoli, „Alles, was Sie intereſſirt, das intereſſirt auch mich; ich werde mich in das Foyer begeben, um zu erfahren, ob ſie ihren Abend beendet hat. — Ich werde bald wiederkehren.“

Und ſie ging. Die drei Logen aber wurden verfinſtert und gequält durch jene üble Laune, welche auf jede Niederlage folgt. Nach zehn Minuten kehrte ſie zurück. Ein boshaftes und grauſames Lächeln ſchwebte um ihre ſchönen Lippen.

„Nun?“ fragten alle Damen und Fräulein, denen das Lächeln der Paoli die Hoffnung einflößte, daß ſie noch würden Böſes thun können.

„Sie iſt abgefahren,“ antwortete die Mailänderin.

Oliva ſenkte den Kopf.

„Und wir werden auch abfahren, meine Damen, wenn es Ihnen gefällig iſt,“ fuhr die Paoli fort, indem ſie den famoſen chineſiſchen Krepp über ihre Schultern warf, „wir werden ſogleich abfahren.“

Es lag ein triumphirender Ausdruck in dem Tone der reizenden Frau.

„Warum ſogleich abfahren?“ fragten die Nichten.

Paoli ergriff die Hand der Marquiſe.

„Liebe Gute,“ ſagte ſie, „unſere Rache iſt bereit.“

„Was ſagen Sie?“

„Ich habe viel vernommen in zehn Minuten. — Die Lovely iſt in unſerer Gewalt.

„In wiefern?“ fragte die Marquiſe, deren Augen ſtrahlten.

„Kommen Sie! kommen Sie! ich werde Ihnen das Alles unterwegs erklären.“

Die drei Logen entleerten ſich geräuſchvoll und in einem Augenblick. Paoli hatte ſich vorgeneigt und Fargeau einige Worte in das Ohr geſagt. Dieſer letztere verlor plötzlich die gleichgiltige Miene, welche er ſeit ſeinem Eintritt in das Theater behauptet hatte. Er erſchrak heftig und wurde ſo bleich, wie in dem Augenblick, als ihm Herr Baptiſte zum erſten Male geſagt hatte, daß Raymond Lointier bis zum Wahnſinn in Lovely verliebt, und Lovely die Frau von Marans ſei. Er gab Romblon Ballon ein Zeichen, daß er bleiben möge.

Fargeau's Edelsinn.

Menand jun. war seiner Gesellschaft gefolgt, hatte aber vorher auf geschickte Weise eine der kleine Bänke, welche die Damen von der Schließerin gemiethet hatten, unter seinem Ueberzieher verschwinden lassen. Menand jun. nahm dieses Meuble mit, um seine Wohnung mit demselben zu schmücken. Er war ein vormaliger Notar und nahm, ungeachtet seines bekannten Zartgefühls, gern Alles, was er bekommen konnte. Wenn er sich in euere Familien eindrängt, so wacht über ihn, ohne euch etwas merken zu lassen. Es ist das gerade keine Verdorbenheit von seiner Seite, sondern nur das Bedürfniß, ein Meuble zu erwerben. Er schießt Tassen, Stöpfel, kleine Messer, Zahnstocher, Dosen, Federn, Bleistifte, Radirmesser, chinesische Pagoden. Er liebt die Pfennige, welche man für Bettler auf den Kamin gelegt hat. Man hat schon gesehen, daß er die kupfernen Knöpfe an den Treppen abgeschraubt und leere Flaschen beigesteckt hat. Aber, mein Gott! Jeder hat seine Schwachheiten, und so leichte Fehler werden nimmer einen großen Charakter trüben.

Als die Stammgäste der angenehmen Salons der Frau

von Beaujoyeux ihre drei Logen verließen, hatte ſich Clemence ſchon längſt entfernt, um ſich zu der Frau von Marans zu begeben. Albert hatte ſie erſt bemerkt, als ſie ging, und war ihr dann gefolgt. Unter dem Periſtyl erkannte Albert Herrn Raymond Lointier, der, von einem ſeiner Bedienten unterſtützt, in den Wagen ſtieg. Er drückte ſeinen Hut in die Augen und lief ſchneller. Der Bediente gewahrte weder Albert, noch Clemence, welche etwas vor dem erſtern voran war.

Albert kleidete ſich, wie alle jungen Männer in ſeiner Lage, auf eine ſehr geſuchte Weiſe. Er übertrieb zwar keineswegs die Mode, wie unſere jungen Herren auf dem Trottoir vor Tortoni, aber er folgte ihr. Er war ein Elegant, weil er ein Unglücklicher war. Nur die Reichen und die ſtarken Geiſter haben das Recht, auf eine auffallende Weiſe ihr Aeußeres zu vernachläſſigen. Zufällig konnte auch Mazurka an dem heutigen Abende für einen Stutzer gelten, weil er ſeinen beſchmutzten Anzug bei einem Schneider, wie wir ſchon wiſſen, ausgetauſcht hatte. Clemence hatte einige Erkundigungen an dem Ausgange eingezogen, war dann um die Ecke des Boulevard gebogen und hatte ſich laufend in die Rue des Foſſés du Temple begeben. Albert war ihr auf dem Fuße gefolgt. Er ſah ſie bei dem Portier des Dianatheaters eintreten und wartete vor der Thür. Von dieſem Augenblick an ſtand Albert's Schickſal feſt. Drei Männer warteten an der Ecke der Rue de la Tour und verbargen ſich ſo gut wie möglich in der Vertiefung einer Thorfahrt. Es waren Romblon's Männer. Sie waren mehr werth, als die drei Philoſophen, welche den Auftrag gehabt hatten, Mazurka hinter Gros-Caillou nieder zu machen. Der Boulevard du Temple bietet in dieſer Hinſicht die vortrefflichſte Gelegenheit in ganz Paris dar.

Die Altſtadt taugt nichts mehr; die Rückſeite des Hôtel-Dieu iſt verdorben; die Rue Mouffetard iſt verrufen, aber anſtändig. Der Boulevard du Temple hat der Rue aux Fèves den Rang abgelaufen.

Romblon-Ballon hatte ſeinen drei Männern das Signalement von Madame Lovely und von Mazurka gegeben. Mit der Erſtern hatte man nichts zu ſchaffen, allein ſie diente, um Mazurka zu erkennen.

„Aufgepaßt!“ ſagte der Anführer der drei Männer, „da kommt der Faſhionable! — Ballon hat uns geſagt, daß er aus der Rue d'Angoulême kommen würde, um ſeiner Geliebten entgegen zu eilen; die Geliebte trägt ein ſchwarzſeidenes Kleid und einen geſtickten ſchwarzen Schleier — ſeht Euch vor!“

Der Portier des Dianatheaters antwortete auf Clemence's Frage:

„Die Sängerin? — Madame Lovely, nicht wahr? — Sie iſt eben gegangen. — Sie ging ſehr ſchnell, Mamſellchen! — aber wenn Sie laufen können, können Sie dieſelbe noch immer auf dem Boulevard einholen, wo ſie in einen Fiaker ſteigt.“

Clemence verlangte nichts weiter zu wiſſen. Sie ſetzte ihren Lauf fort. Albert rief ihr nicht nach, ſondern folgte ihr nur. Clemence ging vor den drei Männern vorüber, ohne ſie zu bemerken. Ein erſtickter Schrei ließ ſich hinter ihr vernehmen; ſie blickte zurück, ohne darum ihren Lauf zu unterbrechen. Sie glaubte Albert's bleiches Antlitz zu ſehen, glaubte zu erkennen, wie er wankte und fiel. Aber ſie war zu ſehr überzeugt, daß ſie Albert in dem Theater zurückgelaſſen habe. Die Ermattung und das Fieber veranlaßten wahrſcheinlich der armen Clemence wunderbare Viſionen. Ein Meuchelmord hinter dem Theater, zwan-

zig Schritte von der offenen Thür einer Weinhandlung! Es wäre eine Narrheit gewesen, so etwas zu glauben.

Albert stieß keinen zweiten Schrei aus. Das Messer des Anführers hatte sein Herz getroffen. Die drei Banditen liefen nach verschiedenen Seiten davon. Sie hatten ihr Geld verdient. Als Romblon-Ballon und Fargeau das Theater verließen, konnten sie schon durch das Gerücht erfahren, daß an der Ecke der Rue de la Tour ein Mann ermordet sei.

„Und der Unglückliche ist sofort todt gewesen?" fragte Herr Fargeau mit großer Theilnahme.

„Auf der Stelle," wurde ihm geantwortet.

„Puh — uh!" machte Romblon; „ach, zum Teufel! das ist eine schöne Geschichte!"

Als Clemence bei den Fiakers anlangte, war Lovely bereits abgefahren. Romblon und Fargeau gingen die Boulevards entlang und bogen dann in die Rue Saint-Martin. — Man hatte den armen Doctor Gabriel bis nach der Wache der Künstler und Handwerker gebracht. In dem Augenblick, als Romblon-Ballon und Fargeau vorbeigingen, war eine große Menge vor der Wache versammelt. Yaume befand sich unter den Neugierigen und betrachtete ohne Reue den Erfolg seiner Treulosigkeit

„Herr Philippe," dachte er, „hatte mich dahin gestellt, damit ich ihn nicht eintreten lasse. — Da konnte ich nicht anders handeln."

Romblon's Augen fielen auf Gabriel, der sich in der Wachtstube ungeberdig betrug.

„Ach! zum Teufel!" sagte er; „gut! — Ist das nicht der junge Doctor?"

„Was für ein Doctor?“ fragte Fargeau zerſtreut.

Allein auch er erblickte jetzt Gabriel und blieb ſchnell ſtehen. Auf dem ganzen Wege von dem Dianatheater her hatte er noch kein Wort geſprochen, ſondern nur nachgedacht. In einem Drama, wie das unſrige, in welchem ſich die Fäden der Intrigue auf die natürlichſte Weiſe verſchlingen und wieder löſen, würde es unnütze Mühe ſein, mit dem Verſtande des Leſers Verſtecken zu ſpielen. Wir treiben nie zu unſerm Vergnügen Geheimnißkrämerei und verſchmähen, bei der Menge der ſich häufenden Ereigniſſe, die kleinen Kunſtgriffe des Handwerks. Fargeau dachte an die letzten Worte der Frau Paoli. Frau Paoli hatte ihm in das Ohr geſagt, als ſie die Loge verließ:

„Grièche hat einen Höllenlärm gemacht. Lovely iſt verloren Sie will mich bei der Marquiſe aufſuchen, ſich die Daumenſchrauben anlegen laſſen und das annehmen, was ſie geſtern auf ſo übermüthige Weiſe verweigerte.“

Der arme Herr Fargeau hatte demnach in der That keine gute Ausſichten. Was die Lovely geſtern verweigert hatte, das war eine Zwieſprache mit dem blinden Herrn Raymond Lointier geweſen Die ganze ſchöne Arbeit des Herrn Fargeau hatte demnach bewirkt, daß Bertha in Lucien's Arme geführt wurde! Man kann ſich nun denken, daß die Gedanken des Herrn Fargeau keine heitern ſein konnten. Allein in ſolchen Augenblicken ſchrecklichſter Verlegenheit finden ſtarke Männer ihre ganze Kraft wieder und ſtellen mit geiſtiger Ueberlegenheit ihre zu drei Viertheilen verlorne Partie wieder her.

Der Anblick des jungen Doctor Gabriel führte einen Strahl der Hoffnung in das Herz des guten Herrn Fargeau zurück.

„Wir müſſen das Kind erlöſen,“ ſagte er.

„Gut!“ rief Ballon aus; „puh — uh! — er iſt uns hier in der Wachtſtube durchaus nicht im Wege.“

„Es wird irgend ein Mißverſtändniß ſtattfinden.

„Was kümmert uns das?“

„Wir wollen ihn zurückfordern.“

„Puh — uh — uh!“ machte Romblon erſtaunt; „warum das?“

„Ein edelmüthiges Gefühl —“ begann Fargeau mit Pathos.

„Gut!“ unterbrach ihn Ballon; „ach! zum Teufel! — der arme Ungar! — Sie ſind alſo edelmüthig?“

Herr Fargeau ſchulterte ſich.

„Bürger,“ ſagte er zu dem Chef des Poſtens, „dieſer junge Mann iſt mein Nachbar — er gehört einer ehrenwerthen Familie an —“

„Wirklich!“ brummte der franzöſiſche Soldat; „nun, er ſieht gar nicht danach aus —“

„Es iſt der Herr Doctor Gabriel von Marans.“

„Ich dachte! — ein Doctor? der da?“

„Puh — uh! — ganz beſtimmt!“ ſagte Romblon-Ballon.

Der Chef des Poſtens blickte nach dem Sprechenden, und der Anblick eines ſo umfangreichen, vollſtändig in Nankin gekleideten Mannes erfüllte ihn mit Vertrauen.

„Warum bezahlt er ſeinen Fiaker nicht?“ fragte er indeß.

„Es findet gewiß hier ein betrübender Irrthum ſtatt,“ bemerkte Fargeau.

„Beſtimmt!“ bekräftigte Ballon. „Ach, zum Teufel! — ein Mißverſtändniß —“

„Wir wollen ſehen," ſagte der Chef des Poſtens. „Sie reclamiren ihn alſo?"

„Mit größtem Vergnügen."

„Dann nennen Sie mir Ihre Namen, — er aber mag bezahlen und dann gehen!"

Behaupten zu wollen, daß jedes Mitglied der bewaffneten Macht höflicher ſei, als der ſelige Herr Coislin, würde vielleicht Uebertreibung ſein. Dieſe Bürger haben ihre eignen Formen. Sie ſind ſo wenig daran gewöhnt, einem galanten Manne in das Angeſicht zu ſchauen!

Wenn ſie zu einem ſagen: „Troll Dich!" ſo muß man eilig gehen und ihnen aus Herzensgrunde danken. Herr Fargeau und Herr Romblon, welche zwei Spitzbuben waren, reclamirten hier den Doctor Gabriel von Marans, einen armen jungen Narren, der ſicher ſtrafbar war, ohne daß jedoch ſein Herz ſeine Rechtſchaffenheit verloren gehabt hätte. So geht es in der Welt. Sie entfernten ſich alle Drei, gefolgt von Yaume, der ſich nicht ſchämte, ſein Unrecht durch die ausverſchämteſte Neugierde zu vergrößern. Gabriel ergoß ſich in Dankſagungen und wollte dann abermals nach dem Dianatheater eilen. Der arme Teufel war weit entfernt zu ahnen, daß der erſte Brief ohne Unterſchrift, das vorgebliche Schreiben Mazurka's und die dritte Zuſchrift, welche ihn in das Dianatheater berief, daß dieſe ſämmtlichen drei Briefe das Werk dieſes gefälligen und hilfreichen Mannes, ſeines Nachbaren Herrn André Lointier wären! Dieſer hielt ihn auf eine väterliche Weiſe zurück.

„Wohin wollen Sie?" fragte er.

„Nach einem Orte, wo ich ſchon längſt hätte ſein ſollen, mein Herr."

„Ich achte Ihre Geheimniſſe, mein junger Freund," verſetzte Herr Fargeau, „und die Frage, welche ich an Sie gerichtet habe, iſt mir lediglich durch eine Thatſache abgedrungen, welche ich Ihnen mittheilen muß — ohne irgend wie die Bedeutung derſelben zu errathen zu ſuchen. — Es war heute Abend ein Mann bei mir, der fehl gekommen war, wie ich erſt bemerkte, nachdem ich ſchon mehre Worte mit ihm gewechſelt hatte. Dieſer Mann glaubte bei Ihnen zu ſein und wollte Ihnen mittheilen, daß Dinge von außerordentlicher Wichtigkeit für Sie heute Abend bei der Frau Marquiſe von Beaujoyeux vorgehen würden."

Romblon hörte das mit an und fragte ſich, wohinaus eigentlich ſein würdiger Kamerad wolle. Yaume hörte ebenfalls zu. Fargeau ſprach mit einer gewiſſen Verlegenheit. Er hatte keine Zeit gehabt, auf paſſende Weiſe ſeine Batterieen aufzufahren. Er wollte nur, daß Gabriel bei der Marquiſe zugegen ſei, damit Sohn und Mutter einander begegneten und Bertha dadurch verhindert werde, ſich mit Lucien zu vereinigen. Er hoffte in den Salons Beaujoyeux die Gelegenheit zu einem tödtlichen Scandal wieder zu finden, welche er in dem Dianatheater verloren hatte. Gabriel fuhr mit der Hand über ſeine Stirn.

„Man wird ganz verwirrt durch dieſe Winke unbekannter und ungenannter Perſonen!" ſagte er.

„Sie begreifen," verſetzte Herr Fargeau, „daß das, was ich Ihnen ſagte —"

„Mein Herr," unterbrach ihn Gabriel, „ich danke Ihnen; ich werde Ihre Mittheilung benutzen — aber zunächſt habe ich noch einen kleinen Weg nach jener Seite abzumachen."

Er zeigte nach dem Boulevard. Fargeau konnte nicht zu

ihm ſagen: „Dort giebt es nichts mehr für Sie.“ Gabriel fuhr fort:

„Ich werde hernach zu der Frau Marquiſe von Beaujoyeux kommen.“

Man gab ſich gegenſeitig die Hand und Gabriel entfernte ſich. Yaume hatte Alles gehört, fand aber die Unterhaltung wenig anziehend, zündete ſich eine Pfeife an und ging ſeines Weges.

„Dieſer junge Menſch iſt in meine Tochter verliebt,“ ſagte Fargeau zu Romblon.

„Dann wundere ich mich nicht, daß Sie ihn reclamirt haben.“

„Ich will nicht, daß er ſie heirathe.“

„Gut!“ keuchte der dicke Mann; „aber warum erzählen Sie mir das?“

Anſtatt zu antworten, blieb Fargeau mitten auf der Straße ſtehen.

„Mein lieber Herr Romblon,“ ſagte er und ergriff ſeine Hand, „Sie können auf einem Wege, der nicht für Jeden offen iſt, zu der Frau Marquiſe von Beaujoyeux kommen, nicht wahr?“

„Hm!“ machte Ballon „Puh — uh!“

„Wenn Sie etwa über dergleichen ſchweigen müſſen —“

„Keineswegs! — Ach, zum Teufel! Die Geſchichte koſtet mich nur die Augen aus dem Kopfe, und Papa würde nicht gelitten haben —“

„Wollen Sie mir einen Dienſt leiſten?“

„Ich weiß nicht. — Was für einen Dienſt?“

„Können Sie den jungen Mann, wenn er zu der Marquiſe kommt, auf einem Wege einführen, wo ihn Niemand ſieht?“

„Wahrhaftig!“ ſagte Romblon, „wenn es nur das iſt, ſo habe ich einen Schlüſſel zu der zweiten Treppe, — aber —“

Romblon zögerte und fuhr dann mit leiſer Stimme fort:

„Haben Sie an dem Ungar noch nicht genug?“

Fargeau ſchulterte ſich.

„Es kommt einfach darauf an, daß er unangemeldet in den Salon gelangen kann,“ antwortete er. „Der Ungar war ein Schwert, das über unſern Köpfen hing, während dieſes Kind ein Dolch in unſeren Händen iſt.“

„Ach, zum Teufel!“

„Abgemacht?“

„Abgemacht.“

„So laſſen Sie uns eine Kutſche beſteigen und im Galopp nach unſerm Ziele fahren. — Der Abend iſt noch nicht verloren.“

Digitized by Google

Theater-Coup.

Wir haben ſchon geſagt, daß jene armen Kinder gerade nicht boshaft waren. Nur kratzten ſie gern ein wenig, weil die niedlichen kleinen Krallen an den Spitzen ihrer Sammtpfötchen zu wachſen begannen. Oliva von Beaujoyeux und Frau Paoli, die hübſche Mailänderinn, ausgenommen, hatten die übrigen Damen und Fräulein in dem ganzen Unternehmen im Dianatheater weiter nichts erblickt, als einen etwas ſtarken Scherz, einen Ulk, um uns in der Sprache der Couliſſen auszudrücken. Die blonde Cerceil und Roſe, ihre anbetungswürdige Nichte, die drei Fräulein de la Rue, Fräulein von Poitiers, Fräulein Crecy, Fräulein von Azincourt, alle jene reizenden Houris, welche in den Träumen des Blaurocks (Herr Godanchet, Fabrikant chemiſcher Producte in Limoges, Inhaber der ſilbernen Medaille) tanzten, alle jene lächelnden Sünderinnen würden ſicherlich in Verzweiflung geweſen ſein, hätten ſie ſehen ſollen, daß ſich ihr leichtfüßiges Leben in ein Drama umwandele. Man hatte ihnen ein anziehendes Schauſpiel verſprochen: die Demüthigung einer ſehr ſchönen Frau. Von Neugierde und

Hoffnung erfüllt, waren ſie erſchienen. Aber ſie wußten nicht, wie viel Grauſiges hinter der Komik dieſer Farce liege. Daſſelbe müſſen wir von den renommirenden Studenten und den übrigen Maulaffen ſagen, welche die Salons Beaujoyeux füllten.

Nun war aber dieſe ganze Welt bei dem Spiele geärgert. Die ſehr ſchöne Frau, welche man demüthigen wollte, hatte einen Triumph geerntet. Man war beſiegt. Man mußte ſich entſchädigen. Und Paoli bot eine prachtvolle Gelegenheit dazu dar! Die Salons Beaujoyeux ſtanden ſchlachtfertig da. Man tanzte nicht, man ſpielte nicht. Der Blaurock vergaß ſeine limouſiniſchen Naivetäten und dachte vielleicht an die Frau Gemahlinn, an die fünf Fräulein Töchter und den ungezogenen Rangen. Immergrün behielt ein Hundert Alexandriner in ſich zurück, welche ſie während des Tages zugefeilt hatte. Sinngrün dachte nach, ob es nicht außer Schmerz und — wärts noch andere Reime auf Herz gebe, fand aber nur Sterz, was ihn mit höchſter Betrübniß erfüllte. Und Guérineul! o, wie tief war er geſunken! Hätte er ſich einfallen laſſen, nur ein Mal am heutigen Abende „im Namen eines Hundes!“ zu fluchen, ſo würde man ihn auf die Straße geworfen haben. Er fühlte das, und faſt kam ihn die Luſt an, ſich zu entfernen, um ſich im Café Molière „eine anbrennen“ zu können. Die Frau Marquiſe nahm ſich nicht einmal die Mühe, ihre Zerſtreuung zu verbergen. Nur Paoli ſah völlig befriedigt aus. Dieſe Paoli war für den Augenblick eine ſehr wichtige Perſon. Sie wollte die Rolle eines oberſten Scharfrichters ſpielen. Man hörte das Klingeln der Glocke, und tiefe Stille entſtand. Paoli erhob ſich.

„Ich werde sie empfangen," sagte sie.

Oliva zitterte an allen Gliedern. Sie öffnete ihr Flacon und athmete kräftig Riechsalz ein. Die äußere Thür öffnete sich. Man vernahm eine Unterredung zwischen der Paoli und der Angekommenen im Vorzimmer. Alle, welche im Salon waren, konnten die Unterredung hören.

„Sie ist es!" sagte Oliva leise, während ihre Aufregung auf den höchsten Punkt stieg; „ich erkenne ihre Stimme.

Und es war nicht die Frau Marquise, welche Lovely's Stimme erkannte, sondern es war die kleine Dienstmagd Olivette, welche die Stimme des Fräulein Bertha Créhu von la Saulays, ihrer frühern Herrin, erkannte Es ist nicht nöthig, auch nur ein Wort hinzuzufügen, um die Lage dieser Frau zu begreifen. Sie liebte leidenschaftlich, und zwar gegen ihren Willen, gegen ihren Vortheil. Sie liebte mit jener tyrannischen und halsstarrigen Liebe, welche allen Vernunftgründen widersteht und alle Heilmittel verspottet, sie war liebeskrank. Und ihre Nebenbuhlerin war anwesend. Wenigstens glaubte sie, daß Lovely ihre Nebenbuhlerin sei. Es war die Frau, welche sie vor zwanzig Jahren verhindert hatte, glücklich zu werden. Es war die Frau, welche ihr Leben vernichtet hatte, welche sie rücksichtlich der Welt, in welcher sie lebte, so hoch hatte steigen, und rücksichtlich ihres Gewissens auch wieder so tief hatte sinken lassen. Denn mit der Liebe kehrt das Gewissen zurück. Sie war Magd gewesen und ihre Herrin war da. Ihre Herrin sollte bei ihr eintreten in diesen mit Seide ausgeschlagenen Salon, der ohne Zweifel glänzender war, als der große Salon auf Ceuil. Ihre Herrin sollte bei ihr eintreten, um einen Dolchstoß in ihr Herz zu erhalten. Sie fühlte kein Mitleid, die Frau

Marquiſe; o, nein! denn ihr Haß war zwanzig Jahr alt, es war der Haß einer gefallenen Zofe, ein giftiger Haß, ein unverſöhnlicher Haß; aber ſie fürchtete ſich, ſie fürchtete ſich vor dieſer gebrochenen Frau, die man vor ihren Augen martern wollte. Wenn dieſe Frau ſie wiedererkannte!

Aber der Schrecken, den man empfindet, verdoppelt die Aufregung, und in der Aufregung beſteht die Freude. Die Freude wächſt, wenn man etwas Leid hinzufügt. Manche verlorne Frauen betragen ſich, wie Menſchen mit abgeſtumpften Sinnen. Der Marquis von Sade hängte ſich einmal auf, um die höchſte Wolluſt kennen zu lernen, welche damit verbunden ſein ſoll. Olivette duldete gerade ſo ſehr, um dem vollen Becher der Rache den höchſten Geſchmack abgewinnen zu können. Und das war gewiß mehr werth, als die unedle Verſchwörung mit obligatem Pfeifen und andern plumpen Beleidigungen Die Scham, die das Herz durchbohrende Scham: das iſt eine tödtende Waffe!

Während Paoli im Vorzimmer ſprach, traten Romblon-Ballon und Fargeau durch die Thür des Boudoirs. Fargeau ſagte der Marquiſe in das Ohr:

„Der junge Mann wird kommen!“

Oliva's Buſen hob ſich höher Wie ſchön und glücklich war ſie jetzt! Tiennet war dieſes Mal nicht zugegen, um Bertha zu vertheidigen. Oliva warf ſich in ihre Bergère, wie die ſchöne Tigerin, welche ihre Glieder an ſich zieht, bevor ſie den Sprung gegen ihre Beute macht. Paoli ſagte in dem Vorzimmer:

„Treten Sie ein, meine Dame, treten ſie ein!

„Ich will mit Ihnen allein ſprechen, meine Dame," antwortete die Angekommene mit ſchwacher und zitternder Stimme.

„Liebe Dame," antwortete Paoli, deren treuloſes Lächeln man errathen konnte, „es iſt Niemand im Salon, treten Sie ein."

Dieſe Lüge erheiterte die Nichten ungemein. In der That zitterten Alle vor Ungeduld. Die Thür öffnete ſich. Die Mailänderin ſchob Bertha vielmehr in den Salon, als daß ſie dieſelbe einführte. Bertha ließ bei dem Anblick ſo vieler Perſonen einen ſchwachen Schreckensruf laut werden und wollte entfliehen. Die Thür war hinter ihr verſchloſſen. Wunderlicher Weiſe war jedoch von dem erſten Augenblick an die ganze Freude verſchwunden, welche von der Geſellſchaft erwartet war. Studenten und Nichten empfanden anſtatt der ausgelaſſenen Heiterkeit, welche ſie gehofft hatten, ein peinliches Gefühl. Durch den niedergelaſſenen Schleier der armen Frau erblickte man einen ſo tiefen Schmerz! Unbeweglich ſtand ſie neben der Schwelle.

„Frau Marquiſe," ſagte Paoli feierlich, „ich habe die Ehre, Ihnen Madame Lovely vom Dianatheater vorzuſtellen, welche ohne Zweifel Geld bedarf, da ſie ſich meiner erinnert hat."

Die Nichten verſuchten zu lächeln. Ihre Herzen waren beengt. Die Marquiſe wandte ihre Augen ab. Fargeau war unſichtbar geworden: einmal, um von ſeiner Nachbarinn nicht erkannt zu werden; dann, um Gabriel zu erwarten und ſeinen Eintritt zu erleichtern. Paoli fand, daß ihre Worte ohne Echo verhallten. Sie ſtaunte; ihr Eifer minderte ſich.

„Frau Marquiſe,“ fuhr ſie dennoch fort, indem ſie in einer Rolle verblieb, welche bereits keinen Erfolg mehr hatte, „Sie werden verzeihen, daß ich mir erlaubt habe, Madame Lovely hierher zu beſcheiden. — Es war mir darum zu thun, ihr den Beweis zu liefern, daß eine ungehobelte Tugend ſtets Demüthigungen entgegenführt — denn Madame Lovely kommt in unſerer Angelegenheit —“

Bertha ſchwieg und rührte ſich nicht. Das Benehmen der Paoli ward ſo gehäſſig, daß die Geſellſchaft, die doch nicht übermäßig zartſinnig war, von Abſcheu ergriffen wurde. Die Nichten ziſchelten. Die Studenten entfernten ſich. Romblon dachte:

„Ach, zum Teufel! ſie iſt doch ſchön — Puh — uh! — Wenn mich nicht Oliva die Augen aus dem Kopfe koſtete —“

„Das Donnerwetter von Landerau!“ dachte Guérineul; „ich habe ſie auf der Bühne gar nicht erkannt, — aber, der Teufel ſoll mich holen, wenn das nicht meine Baſe Bertha iſt! Wie wunderlich!“

Die Marquiſe ſuchte eine Antwort und fand keine. Sie hatte gehofft, daß ihr Publicum der Scene Leben verleihen würde. Paoli war gleichſam betäubt.

„Nun,“ ſagte Romblon während des allgemeinen Schweigens und mit vollkommenſter Aufrichtigkeit, „Oliva — Puh — uh! — Madame Lovely nähme vielleicht eine Erfriſchung an?“

Roſe von Cerceil holte einen Stuhl und bot ihn Madame Lovely an. Die Studenten näherten ſich wieder. Noch

eine Minute und Lovely mußte einen Hof um ſich haben. Oliva ſtieg das Blut in das Geſicht.

„Madame Lovely," ſagte ſie zu Paoli in der Abſicht, eine Bitterkeit zu ſagen, die indeß nicht wirkte, „Madame Lovely wünſcht ohne Zweifel, ihre Angelegenheit ſchnell mit Ihnen abzuſchließen, liebe Gute. — Wir ſind hier unter uns: — ſchließen Sie demnach Ihre Geſchäfte ab!"

Bertha hob ihren Schleier. Niemand hatte das erwartet, und ein Gemurmel der Bewunderung durchlief den Salon, denn der Schmerz drückte der ſouverainen Schönheit dieſer Frau gleichſam ein himmliſches Gepräge auf. Ihre Augen, welche noch die Spuren von Thränen zeigten, verriethen weder Furcht, noch Trotz. Oliva war gezwungen, ihre Augen niederzuſchlagen. Lovely that einige Schritte gegen die Mitte des Salons.

„Sie haben mir ſchon bei unſerer erſten Zwieſprache wehe gethan," ſagte ſie zu der Paoli gewandt, „aber ich habe mich erinnert, daß mein Opfer vollbracht iſt. — Ich fürchte mich vor keinem Spott mehr — und was ich leide, das iſt ſo deutlich auf meinem Antlitz zu leſen, daß man hier, wie ich zu ſehen glaube, Mitleid mit mir hat, ſtatt über mich zu ſpotten."

Dann wandte ſie ſich an die Marquiſe:

„Ich kenne Sie nicht, meine Dame; man hatte mir bei Ihnen eine Falle gelegt, wie es ſcheint. — Die, welche an den Tod denken, kennen den Groll nicht mehr. — Ich verzeihe Ihnen meine Dame."

Dann richtete ſie ihren Blick auf die übrigen Anweſenden und ſagte abermals ohne Bitterkeit, faſt lächelnd:

„Sie ſehen ſich getäuſcht, nicht wahr, weil man Ihnen ein Schauſpiel verſprochen hatte? — Vielleicht wollten Sie ſehen, wie ſchwer der Fall dem Stolze einer Frau werde. — Es koſtet nur das Leben, und das iſt weiter nichts! — Junge Damen, ich ſehe Thränen in Ihren Augen. — Ich danke Ihnen! für dieſe Thränen bin ich Ihnen meine Geſchichte ſchuldig. — Ich bin Mutter, ich habe zehntauſend Franken nöthig, um die Zukunft meines Sohnes wieder zu erkaufen; — ich muß meine Ehre opfern, um die ſeinige zu retten. — Die Lovely wird ſich verkaufen und ſterben. — Mein Sohn, der einen andern Namen hat, wird nicht einmal erfahren, was aus ſeiner Mutter geworden iſt — er wird Jedem in das Angeſicht blicken können, mein Sohn, mein armes Kind, das ich nie wieder ſehen werde —"

Faſt alle jungen Damen weinten. Die Lovely legte ihre Hand auf die Schulter der Paoli.

„Kommen Sie, meine Dame," ſagte ſie, „ich bin bereit."

Die Mailänderinn richtete einen letzten Blick auf Oliva, welche in dieſem Augenblick vielleicht mit einem Gefühle des Mitleids kämpfte. Oliva gab ihr ein Zeichen, daß ſie gehen möge. Sie gehorchte. Lovely ließ ihren Schleier wieder vor das Geſicht und ging zur Thür hinaus. Eine Art Erſtarrung lag über den Perſonen im Salon — Eine Minute verfloß. Dann ward die Thür des Salons ſtürmiſch aufgeſtoßen und Gabriel von Marans ſtürzte herein. Fargeau folgte ihm.

„Wo iſt ſie?" fragte der junge Doctor, deſſen Züge

den vollkommenſten Ausdruck des Wahnſinnes trugen; „wo iſt ſie?“

Fargeau wiederholte dieſe Frage nicht. Er ſah in dem Zimmer umher und richtete nur einen fragenden Blick auf die Marquiſe, worauf dieſe mit leiſer Stimme antwortete:

„Fort!“

Fargeau verrieth durch ſeinen Blick die Wuth, welche ihn ergriffen hatte. Gabriel ſtrich ſeine von Schweiß durchnäßten blonden Haare aus dem Geſichte.

„Wo iſt ſie?“ wiederholte er; „ich weiß, was aus ihr geworden iſt! — ich weiß es!“

Alle Anweſenden hatten denſelben Gedanken. Roſe von Cerceil ſprach ihn aus, indem ſie ſagte: „Ihre Mutter?“

Gabriel fuhr zurück, als hätte er einen Schlag in das Geſicht bekommen.

„Sie iſt alſo hier geweſen?“ fragte er mit Anſtrengung.

Dann ſetzte er finſter hinzu:

„Meine Mutter! — wer hat das geſagt? — Dieſes Weib iſt meine Mutter nicht!“

Niemand hatte bemerkt, wie ſich die Hauptthür des Salons langſam um ihre Angeln drehete, weil die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Gabriel gerichtet war. Es war das gewiſſermaßen die Fortſetzung jenes bis zur Todesangſt traurigen Dramas, deſſen erſten Auftritt die arme Paoli geſprochen hatte. Da ward plötzlich in der Thür eine ernſte Stimme laut:

„Wer ſeine Mutter verleugnet, iſt ein Schuft!“

Alle erbebten. Oliva ſtieß einen Schrei aus, indem ſie den Namen „Tiennet Blône!“ ausrief. Fargeau und Romblon wären beinahe ohnmächtig niedergeſunken. Sie hatten Mazurka erkannt.

Seine Mutter verleugnen.

Herr Fargeau wollte seinen Augen nicht glauben. Was Romblon-Ballon betraf, so fragte er sich in allem Ernste, ob dieser Mann nicht der Teufel sei. Wen hatte man denn an seiner Statt an der Ecke der Rue de la Tour gemordet? Den armen Albert! den unbekannten und schwermüthigen jungen Mann hatte man ermordet und dann nach der Morgue gebracht, wo er von Niemand aufgesucht werden sollte, weder von einer Mutter, noch von einem Freunde! Er war für einen Andern gestorben. Und vielleicht hätte der arme Albert dieses Ende mit zufriedenem Herzen angenommen, wenn sich Clemence nur umgewandt hätte, wenn sie nur einige Schritte zurückgekommen wäre, um sein auf dem Pflaster liegendes Haupt zu unterstützen, um die Thränen zu vergießen, welche man so gern dem vor der Zeit Gestorbenen widmet, um wenigstens denen, die ihn begraben würden, sagen zu können: „Er hieß Albert!"

Ach! ihm mußte ein Kreuz ohne Namen werden, eine Ruhestätte in einem gemeinsamen Grabe und eine Vergessenheit, welche schwerer war, als die Erde des letzten Asyls!

Bei dem Anblick Tiennet Blöne's erloſch ſehr ſchnell der geringe Funke von Mitleid, welcher in Oliva's Herzen aufgeglimmt war. Sie bedauerte jetzt, daß ſie ihre vermeinte Nebenbuhlerin hatte entſchlüpfen laſſen. Sie hätte jetzt dieſelbe haben mögen, um ſie dem Wahnſinn des wüthenden Jünglings als Beute vorzuwerfen. Jetzt begriff ſie Fargeau's Plan. Es wäre das eine ſchreckliche und vollſtändige Rache geweſen. Aber dieſer Tiennet? Welcher Dämon hatte ihn benachrichtigt? Wie kam er allenthalben hin, wo Bertha war? Oliva ſchrieb das auf Rechnung der Liebe. Dieſes Mal war jedoch Yaume der Dämon geweſen, welcher Mazurka auf dem Boulevard angetroffen und ihm die Unterredung zwiſchen Fargeau und Gabriel mitgetheilt hatte. Mazurka war darauf in einen Fiaker geſprungen und hatte ſich nach der Rue de l'Ancienne-Comédie fahren laſſen.

Die Stammgäſte der Salons Beaujoyeux ſollten alſo heute Abend entſchieden ein Drama erleben. Allein nicht ein entnervendes Drama, den Todeskampf einer Frau, nicht ein ſolches troſtloſes Drama, ſondern vielmehr ein erregendes Drama, in welchem der Lieblingsſchauſpieler als Haupthelb auftrat. Ja, wahrlich! Mazurka trat auf die Bühne, der prächtige Soldat, in welchen alle Nichten vernarrt waren.

Alles gerieth in dem Salon in Bewegung. Roſe von Cerceil, die Zauberin, erröthete; Azincourt, Crécy, Poitiers zeigten ihre weißen Zähne bei einem reizenden Lächeln. Sogar Immergrün zeigte ihre gelben Zähne bei einem garſtigen Lächeln.

„Ungarn! Barbaren!" murmelte Sinngrün; „das würde ſelbſt im Café-Concert geſungen werden."

Guérineul dachte an die neun leeren Plätze und an den Sprung, welchen er beinahe gemacht hätte. Aus verſchiedenen

Gründen und in ungleichem Grade waren Fargeau, Romblon und die Frau Marquiſe Oliva von Beaujoyeur heftig aufgeregt. Der junge Doctor Gabriel war indeß am unangenehmſten von dieſer plötzlichen Begegnung berührt. Er erbleichte. Sein ganzes Blut ſchien nach ſeinem Geſichte geſtiegen. Dann erleuchtete ein wunderbares Lächeln ſeine von der Wuth verzerrten Züge.

Die, welche auf abſcheuliche Weiſe auf die Verzweiflung des jungen Mannes ſpeculirten, hatten ſich nicht getäuſcht. Sein Leben beſtand in ſeinem Stolz. Und die Verletzung dieſes Stolzes war es eben, welche ihm in dieſem Augenblick den Verſtand nahm. An dieſem einen Tage hatte der Herr von Marans ſo viel Schaden erlitten, daß er ſich gar nicht mehr an ſein begangenes Verbrechen erinnerte Er war kein Edelmann! er war ein Baſtard! Seine Mutter war eine verlorne Frau! O, gewiß! man kann ſchon aus geringeren Urſachen ſeinen Verſtand verlieren. Wenn man aber das Herz eines Mannes beſitzt, ſo denkt man zunächſt an ſeine Mutter, um zu zweifeln, dann an das verlorne Glück, und wenn endlich noch der kindiſche Gedanke erſcheint: „Ich bin kein Edelmann!“ ſo erſcheint er wenigſtens zuletzt. Gabriel war aber ein Kind. Die Dichter haben ſo viel gefaſelt, indem ſie von der Jugend ſprachen, daß man faſt Bedenken trägt, die einfache Wahrheit zu ſagen. Sie haben in Verſen von jeder Länge die Güte, den Edelmuth, die Reinheit des zwanzigſten Jahres gefeiert. Aber die Dichter ſind Lügner. Das zwanzigſte Jahr iſt das Alter des Hochmuths und der Schwäche. Der mit der Kraft vereinte Hochmuth kann faſt eine Tugend ſein. Der mit der Schwäche vereinte Hochmuth gebiert das Unglück oder das Verbrechen. In dem zwan-

zigſten Jahre iſt auch der beſte Mann, der Mann, welcher ein Heiliger oder ein Held werden wird, in Gefahr, ein Elender zu werden. Im zwanzigſten Jahre iſt das Weib ein Weib. Im zwanzigſten Jahre iſt der Mann ein Weſen ohne Namen, welches ſich regt, ſich bildet, welches ermüdet; ein zu gleicher Zeit prahleriſches und ſchwaches Weſen; ein durchaus egoiſtiſches und alles Böſen fähiges Weſen. Das zwanzigſte Jahr iſt eine Kriſis. In dieſer Kriſis kann Poeſie liegen, aber von Herz nicht eine Spur. Das Herz ſchlummert während dieſer Tage, an denen ſich das Gehirn in einem Fieber befindet. An dem Tage, an welchem man weniger Poet wird, an dieſem Tage wird man ein Mann, das heißt gut, tapfer, ſtark. Jenes Lächeln, welches bei Mazurka's Anblick in den verſtörten Zügen Gabriel's ſichtbar wurde, war gleichſam eine höchſte Verklärung ſeiner Wuth. Er fand ſeinen Gegner und war zufrieden.

„Ha! Sie ſind es, Herr Capitain?" fragte er und nahm plötzlich jenen kurzen Ton an, welcher die Beleidigung ankündet oder ihr vorangeht. „Wir haben mehr als eine Rechnung mit einander auszuglichen."

Er ging Mazurka einen Schritt entgegen; dieſer aber erſparte ihm die Hälfte des Weges.

„Ich weiß nicht, ob wir Rechnungen mit einander auszugleichen haben, Herr Gabriel," antwortete Mazurka, während ſein Blick Fargeau, Romblon, Guérineul und die übrigen Verſchwornen aus dem Dianatheater beherrſchte; „aber ich weiß, daß Sie von ehrloſen Leuten bethört werden und fühle daher Mitleid mit Ihnen. Außerdem weiß ich, daß Sie eben unwürdige Worte ausgeſprochen haben, und das betrübt mich, Herr Gabriel."

Dieſe Worte wurden auf eine herzliche und faſt väterliche Weiſe ausgeſprochen.

„In der That!“ ſpottete der junge Doctor; „Sie fühlen Mitleid, Herr Capitain? — Sie ſind betrübt? — Das iſt auf Ehre! troſtlos!“

„Gabriel,“ ſagte Mazurka, „Sie ſind ein Kind!“

Das war ein Wort, welches dergleichen junge Leute ſehr erbittert.

„Wahrhaftig!“ rief der junge Doctor zähneknirſchend aus, „ich ſchwöre Ihnen zu, daß Sie nicht erſt nöthig haben, mich zu beleidigen!“

„Sie ſind ein Kind,“ wiederholte Mazurka, „und wenn Sie nicht ein Kind wären, ſo würde ich Sie ernſtlich ſtrafen müſſen.“

„Was ſoll das bedeuten?“

„Ich weiß, was Sie gethan haben, Herr Gabriel.“

„Sie wiſſen —?“

Fargeau fragte ſich, ob der Capitain nicht ebenfalls in Verbindung mit dem Manne mit der blauen Brille ſtehe. Er allein vermochte den Sinn der gewechſelten Worte genau zu verſtehen.

„Ich weiß Alles!“ ſagte Mazurka langſam.

Dieſe Zwieſprache hatte für die Stammgäſte der Salons Beaujoyeux den ganzen Reiz eines dramatiſchen und an Myſterien reichen Imbroglio's. Man war ganz Ohr. Niemand dachte daran, zu bemerken, wie bizarr und unſchicklich das Beginnen dieſer beiden Männer ſei, welche in einem fremden Hauſe mit lauter Stimme Erklärungen, vielleicht Herausforderungen mit einander wechſelten. Mazurka ſchien Hausherr zu ſein.

Obgleich die große Menge der Eingeladenen die Macht nicht kannte, welche Mazurka über Romblon, Fargeau, die Frau Marquiſe ꝛc. hatte, ſo ſtaunte dennoch Niemand. Man hörte zu, wie in einem Schauſpielhauſe. Während Gabriel eine Antwort ſuchte, fuhr Mazurka fort:

„Glauben Sie, daß ich Ihnen die Verleugnung Ihrer Mutter verzeihen könnte, wenn Sie nicht ein Kind wären?“

„Sie! mir verzeihen!“ rief Gabriel, indem er ſtolz ſein Haupt erhob.

Mazurka fuhr mit der Hand über ſein Stirn. Offenbar regte ſich eine ſchmerzhafte Erinnerung in ihm.

„Seine Mutter verleugnen!“ ſagte er wie in einem Selbſtgeſpräche, „das iſt ein Verbrechen, welches ich für unmöglich gehalten hatte! — Wohl habe ich einſt eine Mutter geſehen, welche die Augen von ihrem Kinde abwandte und zu ihm ſagte: „Du biſt mein Sohn nicht!““

Mazurka erbebte am ganzen Körper, denn dieſe Mutter, von der er ſprach, war die ſeinige geweſen.

„Das Kind fühlte Schmerzen, wie man ſie nicht zwei Mal in ſeinem Leben fühlen kann,“ fuhr er dann mit tiefer und veränderter Stimme fort, „wie man ſie ſelbſt dann nicht fühlt, wenn man ſterben muß —“

„Wenn eine Mutter eine Sünderin iſt,“ ſagte Gabriel, „wenn ſie einen edlen Namen entehrt —“

„Schweig! beim Himmel! ſchweig!“ rief Mazurka.

„Wenn eine Mutter ihre Pflichten in einem ſolchen Grade vergißt —“

„Schweig! ſage ich Dir! Deine Mutter iſt die reinſte von allen Frauen.“

Gabriel, der noch immer ſarkaſtiſch lächelte, zog ſeine Brauen zuſammen und richtete einen kecken Blick auf Mazurka.

„Sie kennen Sie alſo ſehr gut?“ fragte er mit dumpfer Stimme.

„Ob ich ſie kenne!“

Gabriel's Hände ballten ſich. Eine Idee erleuchtete plötzlich das Chaos ſeines Geiſtes.

„Sie ſind ihr Liebhaber! — Sie ſind ihr Geliebter!“ ſagte er zwei Mal.

„O!“ rief Mazurka aus, indem er ſchaudernd zurückwich.

„Sie ſind ihr Geliebter!“ wiederholte Gabriel, indem er überlaut ſchrie; „und ſehen Sie,“ fuhr er dann zu der erſtaunten Geſellſchaft gewandt fort, „ſehen Sie, wie ein Edelmann den Geliebten ſeiner Mutter behandelt!“

Seine Hand erhob ſich. Mazurka ſchlug dieſelbe nieder, bevor ſie ſeine Wange berührt hatte. Seiner Beſinnung nicht mehr mächtig, erhob ſich Gabriel auf ſeine Zehen, um Mazurka in das Geſicht zu ſpucken. Dieſer aber legte ihm ſeine kräftige Hand auf den Mund.

Gabriel ſtampfte, ſchäumte, ſchrie.

„O Schande!“ ſagte Mazurka, indem er ſich mit Mühe beherrſchte, „Schande und Elend! — Er ſpricht von dem Liebhaber ſeiner Mutter! O! Gott wäre ihr einen beſſern Sohn ſchuldig geweſen!“

Alle waren erbleicht. Man ſah, daß ein Zweikampf auf Leben und Tod aus dieſem Auftritt hervorgehen müſſe. Die Marquiſe ſeufzte und war einer Ohnmacht nahe. Sie beneidete im Grunde ihres Herzens leidenſchaftlich das Loos dieſer Frau.

Digitized by Google

welche von ihrem Sohne beleidigt wurde, beleidigt und verleugnet! Denn er liebte dieſe Frau! Oliva glaubte aus jedem Worte, aus jeder Handlung Mazurka's ſeine Liebe zu erkennen. Er liebte ſie, er liebte ſie! Das war kein Geheimniß mehr. Hatte es nicht ſelbſt ihr Sohn errathen? O! was hätte die beſiegte und eiferſüchtige Oliva nicht darum gegeben, um ſo geliebt zu werden!

„Ehrloſer!“ röchelte Gabriel, der unter Mazurka's Hand ſchwankte, „Einer von uns Beiden muß ſterben!“

„Muß ich nicht Deine Mutter gegen Dich vertheidigen. Gabriel von Marans?“ fragte Mazurka, über deſſen Lippen ein bitteres Lächeln ſchwebte.

„Ja, Du mußt Deine Geliebte gegen ihren entehrten Sohn vertheidigen! — Du kannſt Dir wohl denken, daß ich nicht mit leeren Händen hierher gekommen bin. — Ich kannte den Namen des Ehrloſen nicht, aber ich wußte, daß er hier ſei, und in meinem Wagen liegen zwei Degen.“

„Degen!“ wiederholten die erſchreckten Frauen.

„Du willſt nicht?“ ſchrie Gabriel.

„Allerdings — ich will,“ antwortete Mazurka, deſſen Ruhe in dem Grade ſtieg, wie Gabriel's Wuth ſinnloſer wurde.

„So komm doch!“ ſchrie dieſer Letztere mit gellender Stimme.

Er eilte nach der Thür. Mazurka folgte ihm auf dem Fuße.

„Meine Herren! meine Herren!“ riefen die Damen, „laſſen Sie die Beiden nicht gehen!“

Einige Herren rührten ſich. Mazurka hielt dieſelben mit einem Blick zurück.

Digitized by Google

„Gehen Sie wenigſtens mit ihnen," baten die jüngern Damen, „verhüten Sie ein Unglück!"

Mazurka, der jetzt in der Thür ſtand, ſagte zu Denen, welche ihm folgen wollten:

„Ich verbiete Ihnen, mir zu folgen!"

Und er ſchloß die Thür hinter ſich.

Digitized by Google

Mazurka verräth Geist.

Niemand wagte Mazurka ungehorsam zu sein. Und doch fürchteten die Damen wunderlicher Weise nicht für Gabriel. Eigentlich hätten sie an dem unglücklichen Kinde Antheil nehmen sollen, welches der schwächere Theil war. Aber das Gegentheil fand statt. Ohne es zu wissen und gegen den Anschein, schrieb der weibliche Instinct dem Capitain die schönere Rolle zu.

Rose Cerceil drückte die allgemeine Befürchtung aus, indem sie halblaut sagte:

„Wenn der kleine Narr ihn verwundete!"

Gabriel war mit wenigen Sprüngen die Treppe hinab. Mazurka holte ihn auf der Hausflur wieder ein. Sie stiegen Beide in Gabriel's Kutsche.

„Quai des Augustins!" sagte dieser Letztere zu dem Kutscher.

Er zog seine Uhr.

„Halb ein Uhr," sagte er dann, indem er sich gegen Mazurka wandte; „es wird Niemand mehr auf dem Quai sein. Wir werden uns ungestört schlagen."

Mazurka hatte ſich in eine Ecke der Kutſche gelegt. Er antwortete nicht.

Gerade um dieſe Zeit iſt das größte Gedränge von Kutſchen auf dem Pont-Neuf. Die Wirkung dieſes Gedränges iſt um ſo bizarrer, als alle Buden ſeit langer Zeit geſchloſſen ſind und die Straßen rundum in tiefem Schlafe liegen. Es iſt ein betäubender Lärm, welcher durch das tiefe Schweigen der pariſer Nacht ſchallt; es iſt eine Bewegung, eine Unruhe: Kutſcher und Pferde ſehnen ſich, nach dem Bette die Einen, nach dem Stalle die Andern. Fiaker decken mit dem Schleier ihrer Fenſtervorhänge zufällige Liebſchaften; glänzende Equipagen haben ſich auf den Boulevard der Verbrechen verirrt und auf ihm beſchmutzt; in Coupés erſcheinen die, welche im Vaudeville gelacht, in Kaleſchen, die im Gymnaſe geweint, in Citadinen, die den achtundzwanzig Acten und fünfundſiebzig Tableaux im Ambigu-Comique zugeſchaut haben, und das Alles miſcht, das Alles kreuzt ſich noch mit einigen literariſchen Karoſſen, welche aus dem Odeon kommen. Das dauert eine halbe Stunde. Dann kehrt mit der Einſamkeit das Schweigen wieder. Die Kutſche, in welcher Gabriel und Mazurka ſaßen, gerieth in dieſen Wirrwarr. Der Kutſcher, welcher zu drei Viertheilen ſchlief, vergaß, ſich rechts nach dem Eingange der Rue Dauphine zu halten, wandte darauf und war nun gezwungen, quer über die Linie des Quai zu fahren und ſo den Strom der Equipagen, Fiaker ꝛc. zu durchſchneiden, welche nach der Vorſtadt Saint-Germain fuhren. Da regneten denn die Flüche! Verwünſchungen und Drohungen ohne Zahl, nur keine Prügel. Selten vergeſſen die variſer Kutſcher die Lehren der Klugheit. Indeß ſtockte nach und nach die Bewegung der Fuhrwerke ganz. Gabriel und Mazurka

wollten nicht warten, bis die unterbrochene Ordnung wieder hergestellt sei, und sprangen aus der Kutsche. Gabriel hatte die Degen unter dem Arme. In dem Augenblick, als sie sich zwischen den in ihrer Fahrt gehemmten Fuhrwerken hindurch Bahn brachen, traf ein schwacher Schrei an Mazurka's Ohr. Dieser wandte sich und sah in einem unverdeckten Cabriolet eine Dame, die er nicht erkannte. Er setzte seinen Weg fort. Die Dame aber öffnete den Schlag ihres Cabriolets und stieg entschlossen aus, ohne die Gefahr zu beachten, daß sie zwanzig Mal überfahren werden konnte. Ungeachtet des dichten Schleiers, welcher ihr Antlitz bedeckte, konnte man errathen, daß sie ein sehr junges und schönes Mädchen sei.

Mazurka und Gabriel blieben hinter dem Markt de la Vallée stehen. Gabriel warf Mazurka einen Degen vor die Füße.

„Beeilen wir uns!" sagte er.

„Verstehen Sie sich hinreichend auf dieses Spiel?" fragte Mazurka.

„O!" rief Gabriel, „spotten Sie hier nicht mehr. Sie haben meine Freundschaft durch den elendesten Verrath bezahlt —"

„Und Sie," sagte Mazurka, „Herr Doctor Gabriel, Sie haben mir nicht einmal die zehntausend Franken zurückgezahlt, welche ich Ihnen geborgt?"

„Ist das ein Vorwand, um den Zweikampf zu vermeiden, mein Herr?"

„Keineswegs! — ich erwarte Sie ganz ruhig, wie Sie sehen."

Der vollkommenste Contrast fand zwischen diesen beiden

Männern ſtatt, von denen der Eine vor Wuth ſchämte, während der Andere eine verächtliche Ruhe beobachtete. Gabriel legte ſich ſtürmiſch aus. Wer die Art und Weiſe geſehen hätte, wie er die Klinge kreuzte, der würde über den Ausgang des Kampfes nicht einen Augenblick zweifelhaft geblieben ſein. Sein Degen zitterte, während Mazurka den ſeinen ruhig und feſt, wie mit marmornen Fingern hielt. Dennoch war Gabriel ein ziemlich guter Fechter, und ohne das Fieber, in welchem er ſich befand, würde Mazurka gezwungen geweſen ſein, ſich beſſer zuſammen zu nehmen. Er griff ungeſtüm an, und vernachläſſigte die Deckung.

Mazurka parirte, aber erwiderte die Hiebe nicht.

„Es iſt mir, als würde dort unten gerufen!“ ſagte er nach einem Augenblick; „hören Sie doch gefälligſt.“

Da Gabriel nicht inne hielt, ſo ſchlug ihm Mazurka ſeinen Degen mit einem leichten Prellſchlage aus der Hand.

„Ich wollte ungeſtört gehorchen,“ ſagte er, als wollte er ſich damit entſchuldigen.

In der That hörte man in der Richtung nach dem Pont-Neuf eine weibliche Stimme. Man konnte deutlich den Namen Gabriel unterſcheiden.

„Was mag das ſein?“ fragte Mazurka.

„Was kümmert Sie das, mein Herr, da man mich ruft?“ fragte dagegen der junge blonde Doctor.

„Es kümmert mich das ſehr viel,“ antwortete Mazurka. „Denken Sie ſich, Herr Gabriel, daß ich gezwungen bin, mich mehr um Sie zu kümmern, als Sie vermuthen —“

„Ach!“

„Mehr, als Sie verdienen,“ fuhr Mazurka fort.

„Mein Herr!“

„Mehr, als mir lieb iſt!“

Er gab Gabriel einen leichten Schlag mit flacher Klinge auf die Finger, weil derſelbe ſeinen Degen wieder aufnehmen wollte.

„Es iſt eine Dame, welche zu uns kommt!“ fuhr er fort.

„Halten Sie ein! halten Sie ein!“ rief die junge Dame, welche wir aus dem Cabriolet ſpringen ſahen, indem ſie athemlos herbeikam.

„Clemence!“ rief Gabriel erſtaunt aus.

Es war in der That Clemence, welche in dem Augenblick, als Gabriel aus ſeinem Wagen ſprang, die Degen geſehen hatte, und daher den beiden Gegnern gefolgt war.

„Im Namen des Himmels! halten Sie ein!“ rief ſie nochmals.

Es iſt wahr, daß ihre Angſt eine überflüſſige war, allein ſie konnte die Bizarrerie dieſes ungleichen Kampfes nicht ahnen. Sie glaubte zwiſchen zwei Männer zu treten, welche einander erwürgten, und hatte die Abſicht, ſich zwiſchen die beiden Degen zu werfen.

„Gabriel! Gabriel!“ fuhr ſie fort, „denken Sie an Ihre Mutter!“

Er dachte nur zu ſehr an dieſelbe.

„Und Sie, Herr Mazurka,“ ſchloß ſie, „haben Sie Mitleid!“

„Sie kennt ſeinen Namen!“ dachte Gabriel.

„Ich habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu werden, mein Fräulein?“ fragte Mazurka erſtaunt.

„Ja — ja!“ antwortete das junge Mädchen.

Und ſie ſprach dann auf eine ſolche Weiſe, daß ſie nur von ihm gehört werden konnte, den Namen „Lucien“ aus.

Gabriel hatte ſeine Arme über der Bruſt gekreuzt.

„Ich habe allerdings kein Recht, die Handlungen des Fräulein Lointier zu beaufſichtigen,“ ſagte er mit Bitterkeit, „allein daß ich Sie hier finde — ſo ganz allein — um dieſe Stunde —“

„Ich wollte mich eben zu Herrn Mazurka begeben,“ antwortete Clemence unbeſonnener Weiſe.

„Zu mir?“ wiederholte Mazurka.

„Ha!“ ſchrie Gabriel; „mitten in der Nacht!“

Er wandte ſich zu ſeinem Gegner.

„Sie ſind in der That ein ſehr glücklicher Mann, Herr Capitain!“ ſagte er, indem er ſich bemühete, ſeine ſarkaſtiſche Betonung wiederzufinden.

„Alſo auch dieſe wollen Sie beleidigen?“ fragte Mazurka, der wohl ahnte, daß dieſes junge Mädchen Gabriel liebte, aber die Gründe ihres Unternehmens nicht errieth.

„Sie beleidigen!“ antwortete der Doctor; „wahrhaftig! Sie ſind ja da, um ſie zu vertheidigen — und überdieß habe ich mir nur Glück zu wünſchen, daß der Zufall mir offenbart hat, auf welche Weiſe das Fräulein ſeine Nächte hinbringt.“

Als eine kleine und ohnmächtige Seele gefiel er ſich darin, die zu beleidigen, deren Handlungen er nicht begriff.

„Schweigen Sie!“ herrſchte Mazurka.

Clemence weinte.

„O!“ ſtammelte ſie unter Thränen, „es geſchah um Ihretwillen, Gabriel — um Ihrer Schweſter willen — um Ihrer Mutter willen —“

„Hat meine Schweſter auch ihren Antheil an den hübſchen Geheimniſſen?“ fragte er.

Es war ihm nichts mehr heilig.

„Schweigen Sie!“ gebot Mazurka abermals und ward bleich.

„Wenn Sie wollen, daß ich ſchweigen ſoll,“ antwortete der Doctor, „ſo laſſen Sie mich meinen Degen wieder aufheben.“

Mazurka ſtieß ihm die Waffe mit ſeinem Fuße zu. Gabriel ergriff ſie mit dem Röcheln befriedigter Wuth. Auch Mazurka ward endlich vom Zorn ergriffen. Dieſes Kind, welches ſich zum unerbittlichen Richter ſeiner ganzen Umgebung aufwarf, dieſes Kind, dem ſo viel verziehen werden mußte, und das dagegen nichts verzieh, flößte ihm ein mit Verachtung gepaartes Mitleid ein. Aber es hatte nebenbei auch Lucienne beleidigt, Lucienne, die ſeine Schweſter war! Das Blut ſtieg Mazurka zum Gehirn. Clemence errieth ohne Zweifel, was in ihm vorgehe, denn ſie faltete ihre Hände.

„O! mein Herr! mein Herr!“ flehete ſie, „haben Sie Mitleid mit ihm!“

Gabriel hätte ſie morden mögen.

„Mitleid!“ ſchrie er; „ich liebte Sie, aber jetzt verabſcheue ich Sie! — Sagen Sie ihm vielmehr, daß er ſich beeile. — Wenn er mich auf das Pflaſter niedergeſtreckt hat, ſo wird noch hinreichend nächtliche Zeit für das Stelldichein bleiben, dem ich im Wege bin.“

Clemence bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Mazurka ſchwieg dieſes Mal. Aber ſein Zorn wuchs. Clemence's Stolz empörte ſich nicht. Nur ihr Herz blutete. Sie hatte Gabriel ſchon gekannt, bevor ſie ihn von dieſer gehäſſigen Seite

Digitized by Google

kennen lernte. Sie liebte Gabriel, wie wir bereits geſagt haben, aber ſie achtete ihn nicht. Und von allen Leiden ihres traurigen Lebens war dieſes das bitterſte.

„Ich habe Mitleid für Sie erbeten, Gabriel," ſagte ſie, „weil Sie, obgleich ſtrafbar, auch unglücklich ſind!"

„Ich habe meinen Degen ergriffen, mein Herr!" ſagte der Doctor, „vertheidigen Sie ſich!"

„Hören Sie!" rief Clemence erſchreckt, „hören Sie mich an! — Vielleicht iſt es noch Zeit, Ihre Mutter, Ihre Schweſter und mich ſelbſt zu retten. — Da Sie eine Erklärung haben müſſen, ſo wiſſen Sie, daß ich zu dem Capitain eilte, um ſeine Hilfe anzuflehen. Lucienne iſt in Thränen gebadet, weil ſie auf Ihre Mutter wartet, die noch immer nicht nach Hauſe gekommen iſt."

„Weiter iſt es nichts?" verſetzte Gabriel und legte ſich aus; „Jedermann iſt in das Geheimniß eingeweiht — unſere Schande iſt an das Tageslicht gezogen! — Wohlan, mein Herr! ich kümmere mich nicht mehr um eine Mutter, die mich entehrt, um ein Mädchen, die mich getäuſcht hat, um eine Schweſter, die ohne Zweifel eine Verlorne iſt!"

„Schweigen Sie!" gebot Mazurka zum dritten Male.

Seine Stimme bewirkte, daß Clemence erbebte. Gabriel verhöhnte ihn dagegen. Das dauerte aber nicht lange. Mazurka's Zorn, ein edler Zorn, der Zorn eines Löwen, der von einer Mücke geſtochen wird, brach in dieſem Augenblick aus.

„Ha! unglücklicher Kleiner!" rief er, indem er ſich ebenfalls auslegte, „denkſt Du, daß ich mich lange mit Dir aufhalten ſoll?"

Er parirte den erſten Hieb, welchen Gabriel gegen ihn

führte, unterlief dann seine Klinge, warf seinen Gegner nieder und setzte seinen Fuß auf dessen Kehle.

„Tödten Sie ihn nicht! tödten Sie ihn nicht!“ bat Clemence und knieete nieder.

Mazurka lachte. Er nahm beide Degen und warf sie über die Brustwehre des Quai's in den Fluß Gabriel erstickte fast und sprach kein Wort.

„Ihn tödten!“ sagte Mazurka; „der Teufel! — die armen guten Seelen werden nicht geliebt, aber solche kleine Schufte, welche ihre Mutter versöhnen, ihre Geliebten beleidigen, den Namen ihrer Schwestern beschmutzen, selbst wenn diese Schwestern Engel sind! — solche Schufte ohne Kraft und ohne Herz, welche alle Laster besitzen und selbst stehlen, wahrlich! stehlen, wie aus dem Zuchthause Entflohene — denn Sie haben Ihre Mutter bestohlen, Herr Doctor, ich weiß es! — nun, solche Schufte betet man an! — und das thuen schöne, reine, auserwählte Mädchen!“

„O! mein Herr!“ bat Clemence.

„Ihn tödten!“ fuhr Mazurka fort; „verdient hätte er es! — aber nicht mit dem Degen, sondern mit einem Fußtritt, wie man einen Hund tödtet! — Können Sie aber wohl glauben, daß ich selbst diesen graduirten Straßenjungen, diesen lächerlichen Doctor liebe? — Nein, nein, mein Fräulein, ich will ihn nicht tödten — und ich habe sogar gute Gründe, um das nicht zu thun. — Aber was soll ich mit ihm beginnen? — Wenn ich ihn loslasse, so wird er uns wie ein wüthender Puterhahn folgen. — Da fällt mir eben ein. daß er gut schwimmt — ich könnte ihn hier in das Wasser werfen.“

Er zeigte in allem Ernst nach dem Flusse. Gabriel erzit-

terte unter dem Fuße, der ihn faſt würgte. Offenbar war das Schwimmen nicht nach ſeinem Geſchmack.

„Seien Sie großmüthig!“ ſagte Clemence.

„Gut!“ verſetzte Mazurka, „ich werde ihn aus Gefälligkeit gegen Sie nicht in das Waſſer werfen.“

Er legte die Hand vor die Stirn.

„Was ſoll ich beginnen, um ihn los zu werden?“ fragte er ſich.

Ein Gedanke kam ihm in den Sinn und er lachte laut auf.

„Ich weiß mir zu helfen!“ ſagte er.

Er umfaßte Gabriel und nahm ihn unter den Arm, wie man ein Packet aufnimmt. Der kleine Doctor wehrte ſich und ſchrie, allein das war verlorne Mühe. Mazurka ſchritt ſchnell mit ſeiner Bürde über den Quai, trat an den nächſten Thorweg und bewegte kräftig den Hammer. Der aus dem Schlafe auffahrende Portier zog die Schnur. Mazurka trat ein, legte Gabriel in die Einfahrt und ſchloß die Thür wieder hinter ihm.

„Nun ſchnell weiter!“ ſagte er; „der Portier wird ein Examen mit ihm anſtellen und wir haben Zeit, die Kutſche zu erreichen!“

Gabriel heulte, wie ein Teufel und verlangte die Oeffnung der Thür. Der Portier wollte jedoch als gewiſſenhafter Beamter erſt ſehen, wer der Eindringling ſei, der ſolchergeſtalt die Ruhe ſeiner Hausleute ſtörte. Als er dem armen Gabriel die Freiheit wieder gab, waren Mazurka und Clemence ſchon fern.

Boudoir der Paoli.

Mazurka ſagte zu Clemence, als er mit ihr in der von dem unglücklichen Gabriel gemietheten Kutſche ſaß:

„Es iſt das erſte Mal, daß ich Sie ſehe, mein Fräulein, allein wir ſind alte Bekannte. — Sie fragen mich, ob ich Lucienne liebe! O! das liebe Kind! Gott weiß, daß mein Herz ganz und gar ihr angehört — und auch ihre Mutter, mein Fräulein, denn, ſehen Sie, wir ſind von einem Ocean von Geheimniſſen umfluthet. — Es befindet ſich jezt ein Hinderniß zwiſchen Lucienne und mir," fuhr er ſeufzend fort, „ein großes Hinderniß, eins von denen, welche nicht überwunden werden können, weder durch Fauſtſchläge noch durch Degenhiebe! — Allein es wird für Alles Zeit ſein, und zunächſt müſſen wir Bertha retten!"

„Bertha!" wiederholte Clemence.

„Habe ich Bertha geſagt? Ich meinte ihre Mutter."

„Frau von Marans?"

„Ja, Frau von Marans. — Sagen Sie mir Alles, was Sie wiſſen — durchaus Alles!"

Clemence gehorchte.

„Daß iſt ziemlich daſſelbe, was ich ſchon durch den Zufall erfahren habe," ſagte Mazurka, als das junge Mädchen ſeine Erzählung beendet hatte; „nur kennen Sie die Urſachen dieſes heftigen, ehrloſen, grauſamen Krieges gegen ein armes Weib nicht. — Ich kenne dieſelben."

Beide ſchwiegen einen Augenblick. Der Fiaker nahete bereits der Rue du Regard, als Mazurka fortfuhr:

„Um aus der unſeligen Lage zu kommen, iſt Geld nöthig! — Wenn jene Leute im hellen Tageslichte kämpfen, ſo würde ich mit Ihnen bei Frau von Marans eintreten, würde bei ihr bleiben und wir würden dann ſchon ſehen! — Allein das würde vergebens ſein, denn ich könnte dem draußen wachſenden Aergerniß nicht entgegentreten. Frau von Marans hat ein Depoſitum erhalten; Frau von Marans, die würdige Frau, die heldenmüthige Mutter, hat einen falſchen Namen angenommen, um die Bretter betreten zu können. — Gabriel iſt ungeheuere Summen ſchuldig. — Man wird morgen das Depoſitum zurückverlangen — wird morgen irgend eine ſataniſche Komödie aufführen — Aber ſeien Sie ruhig, mein Fräulein, laſſen Sie die Menſchen den letzten Verſuch machen, um Frau von Marans unter dem Gewicht ihrer Schande zu erdrücken — ich werde morgen Geld haben!"

„Mir ſcheint, als würde die Gefahr noch ſchrecklicher werden, wenn Sie ſich entfernen," ſagte Clemence.

„Bah!" machte Mazurka, „eine Nacht geht bald vorüber. — Jene Menſchen werden keine Gewaltthätigkeit verſuchen, da ſie wiſſen, daß ich da bin. Andrerſeits verlangt man auch des Nachts keine anvertrauten Gelder zurück. Sie wiſſen, daß

man warten muß, bis die Vipern der Nachbarſchaft erwacht ſind, um das Unglück durch die Verleumdung zu vergiften. Das iſt mit wenigen Worten die gegenwärtige Lage Ich habe keinen Heller im Vermögen; ich bedarf zwei oder dreitauſend Louis — es iſt ein Uhr Morgens — ich werde bis fünf Uhr nach einem Schatze ſuchen — iſt das zu lange?"

Mazurka lächelte. Clemence vertraute auf ihn. Der leichtfertige und prahleriſche Ton, in welchen Mazurka ſtets wieder verfiel, würde bei einem Andern ſehr anſtößig geweſen ſein, aber bei Mazurka war nichts anſtößig. Er litt etwas an dem, was man ſchlechten Ton in der Provinz und ſchlechte Art in der Rue Saint-Denis in Paris nennt; aber er war dabei ſo offen, ſo frei, ſo warm! Er war reizend! Was will man? Ein Herr, welcher guten Ton beſitzt, ein Tuchhändler, der gute Art beſitzt, iſt häßlich, wie ein mit Schnüren beſetzter Ueberrock, wie ein erſter Liebhaber auf einem Vaudeville-Theater, wie eine um eine Binde gelegtes weißes Halstuch, wie die Wachspuppe eines Haarkräuslers; häßlicher als ein Modebild, häßlicher als ein baroniſirter Jude, faſt eben ſo häßlich wie eine Tenoriſtin mit Dutzenden von Liebhabern! Mazurka war ſchön, er war heiter, edel, jugendlich kräftig; er war ſtolz und groß.

Der arme Mazurka würde nicht gelächelt haben, wenn er gewußt hätte, wie Bertha in dieſem Augenblick duldete. Seit er das Dianatheater verließ, hatte er ſie geſucht, aber verfehlt, weil ſie zu ſchnell abgefahren war, weil die unglückliche Frau gewiſſermaßen entflohen war, nachdem ſie der Grieche die Zurückerſtattung der anvertrauten zehntauſend Franken verſprochen hatte. Als Madame Lovely abfuhr, wurde

ſie nicht mehr von Grièche beleidigt, denn dieſe wußte, daß ſich Madame Lovely in der That die zehntauſend Franken verſchaffen könne; aber um welchen Preis! Grièche fühlte Mitleid.

Die Begegnung mit Yaume hatte darauf Mazurka nach den Salons der Frau von Beaujoyeur getrieben. Er dachte, daß man Bertha vielleicht in dieſe Wolfshöhle gelockt haben könne. Den Beweggrund, welcher dieſelbe in der That dahin getrieben hatte, hätte er auf keine Weiſe errathen können. Als er in den Salons der Frau von Beaujoyeur anlangte, war Bertha nicht mehr daſelbſt. Niemand hatte ihm geſagt, was hier vorgefallen ſei. Gleich nach ſeinem Eintritt hatte ſich ſein Streit mit dem Doctor Gabriel entſponnen. Wenn Mazurka die verfloſſenen Stunden berechnete, ſo mußte er glauben, daß Bertha ſchon zu Hauſe ſei und Clemence ſie daſelbſt finden werde. Er lächelte gutmüthig, weil er ſich an dem Ende ſeiner Mühen ſah. Er hatte nicht mehr nöthig, zu ſuchen, ſondern hatte nur noch zu kämpfen. Das gefiel ihm. Er lächelte auch, weil er an das goldene Bett dachte, auf welchem er in der verwichenen Nacht geſchlafen hatte. Er orientirte ſich ſchon zum Voraus hinſichtlich des einzuſchlagenden Weges und dachte:

„Gott ſoll mich leben laſſen! ich muß den Schatz wiederfinden!“

Der Wagen hielt in der Rue du Regard vor dem Eingang zu dem Hôtel Lointier und dem Hauſe der Frau von Marans. Als Clemence ausſtieg, küßte Mazurka ihre Hand und ſagte zu ihr:

„Ich danke Ihnen für die Liebe, welche ſie gegen die bei-

den Damen hegen! — Sagen Sie ihnen, daß ſie fortan einen Freund haben, der ſie bewachen wird, — daß Frau von Marans einen Bruder — und Lucienne —"

Er zögerte.

„— und Lucienne einen Vater habe," ſchloß er dann in wehmüthigem Tone.

„Einen Vater?" wiederholte Clemence erſtaunt.

„Nein, noch nicht!" antwortete Mazurka. „So viel iſt gewiß, daß ich ſie liebe, als wäre ich ihr Vater, ihre Mutter, ihr Mann — und noch mehr. — Gott befohlen, mein Fräulein!"

Er wandte den Rücken und ſtieg wieder in die Kutſche.

„Sie wird glücklich werden," dachte Clemence und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Es lag kein Neid in dieſem Seufzer. Mazurka war ſehr ſchön. Aber Clemence dachte an den kleinen Gabriel, welcher unter ihren Augen beſiegt, beſchämt, lächerlich gemacht war, eine für die Liebe tauſend Mal gefährlichere Sache, als ſelbſt das Verbrechen! Und Clemence beklagte ihn, und Clemence liebte ihn! Dieſe blonde Clemence war ein treffliches und herrliches Kind. Aber dieſer ausdauernden und mitleidigen Liebe lag doch vielleicht ein kleiner geheimer Egoismus zu Grunde. Ein ganz kleiner, verſtehen Sie mich wohl, meine Damen, ſo klein, wie das Leberfleckchen an ihrem ſchönen Halſe. Und wir werden dieſes kleine Geheimniß nicht aufklären. Warum ſollten wir uns ſo ſtrenge zeigen? Ein kleines moraliſches Leberfleckchen, ein kleines braunes Fleckchen auf einer blendend weißen Seele — . . . . . .

. . . . . .

Es war ein entzückend ſchönes Boudoir. Schon viele, viele Gentlemen, Vicomtes oder einfache Wechſelmäkler waren in daſſelbe getreten, hatten es mit ihren Augengläſern betrachtet und gekäut:

„Entzückend! entzückend!“

Bergèren à la Pompadour, ein mit Perlmutter ausgelegter Secretair, ein Ruhebett, deſſen ſchöne Vorhänge von zwei ſchwebenden Liebesgöttern gehalten wurden, allerliebſte Gemälde, einige Vaſen von Marmor und reizende und geſchmackvolle Nippsſachen von Porzellan! Durch ſeidene Vorhänge wurde das Tageslicht gemildert, durch einen weichen Teppich das Geräuſch der Schritte übertäubt. Entzückend! entzückend!

Allein wozu das Gebetpult in jener Ecke? Wenn Sie Reue fühlen, Magdalena, ſo wird das Gebetpult ein Gewiſſensbiß für Sie werden. Das Gebetpult iſt nicht gemacht, um die Gerte eines Cavallerie-Officiers oder den Hut eines verliebten Wechſel-Agenten zu tragen. Magdalena! Magdalena! heben Sie das Gebetpult für ſpätere Zeiten auf!

Die Magdalene dieſes Boudoirs hatte durchaus noch keine Luſt zur Reue; ſie hieß Madame Paoli. Wir treten eine Viertelſtunde nach ihrer Entfernung aus den Salons Beaujoyeux bei ihr ein. Es war bereits nach Mitternacht. Madame Paoli war zu Herrn Raymond Lointier geeilt, um zu ihm zu ſagen: „Victoria! Die Feſtung hat ſich übergeben.“

Es ſtand das ein Wenig im Widerſpruch mit den Befehlen des Herrn André Lointier, für welchen ſie ſeit zwei Tagen gearbeitet hatte; aber die ſchöne Mailänderin empfand nie die

geringſte Gewiſſenspein, wenn es ſich darum handelte, hundert Louis zu verdienen. Albert hatte ihr von Seiten des Herrn Raymond Lointier hundert Louis verſprochen. Und mit Rückſicht auf die Leidenſchaftlichkeit, welche Herr Raymond Lointier bei dieſer Angelegenheit gezeigt hatte, glaubte ſie nicht, daß er ſein Verſprechen widerrufen werde. War er nicht erſt an demſelben Abende noch in dem Dianatheater geweſen, um die Lovely zu hören? Paoli hatte ihn hinter dem halb aufgezogenen Gitter ſeiner Loge erkannt. Sie war überzeugt, daß er ſie wohl aufnehmen werde. Als ſie Frau von Marans verließ, hatte ſie zu ihr geſagt:

„Sie werden nicht lange auf mich warten müſſen.“

Bertha, die arme Frau, blieb demnach allein! Jeder Ort hat ſeinen unverkennbaren Charakter So wenig erfahren man auch ſein mag, ſo wird man doch nie die Schreibſtube eines Notars für das Cabinet eines Künſtlers, das Bureau eines Kaufmanns für das Stübchen eines Denkers annehmen. Das Boudoir der Paoli hatte eine ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie. Eine Täuſchung war unmöglich. Bertha fühlte, wie ſich ihr Herz erſt empörte, dann alle ſeine Kraft verlor. Sie war auf einen Armſtuhl geſunken. Beide Hände hatte ſie an ihren Kopf gelegt. Sie fühlte nichts weiter, als eine ſchreckliche Angſt. Gedanken hatte ſie gar nicht. Ihre Augen waren unabläſſig auf den Teppich geheftet, als hätte ſie ſich gefürchtet, die Gegenſtände anzuſehen, von denen ſie umgeben war. Ihre Haltung war eine erſchreckte; ſie hatte ſich in ſich ſelbſt zuſammengezogen, als hätte ſie eben ſowohl eine Berührung, wie die Anſicht der ſie umgebenden Gegenſtände gefürchtet. Hatte ſie auch ihre Kräfte wohl erwogen, bevor

ſie dieſem gehäſſigen Märtyrthum trotzte? Sie, Bertha! das edle Herz, die ſtolze Tugend! Sie, die Mutter war und ihre Kinder anbetete! Sie war an dieſem Orte! Und dieſer Ort ſprach ſo laut! er verſchwieg nichts! Dieſer Ort verrieth ſo deutlich ſeine leichtfertige Beſtimmung! Und es war nicht einmal die Liebe, welche an dieſem Orte ausgeathmet wurde!

Bertha fühlte ihre Kräfte ſchwinden. Ihre Lungen weigerten ſich, die wohlduftende Luft dieſes Boudoirs einzuathmen. Sie hatte keinen Willen mehr; ihre Kraft war geſunken. Selbſt der Heldenmuth iſt ſchwach, gegenüber dem ſchrecklichen Ekel, welcher das Herz beengt und zerreißt. Bertha dachte an eine Flucht. Lucienne! ſie ſah Lucienne vor ſich! ihre Tochter! und es ſchien ihr, als ob Lucienne's Blicke auf ihr weilten. Ihr Verſtand verwirrte ſich. O! wenn es weiter nichts geweſen wäre, als dem Tode entgegen zu gehen! . . . . .

. . . . . .

Sie erhob ſich. Ihre Beine ſchwankten. Sie warf ſich vor dem Betpulte auf die Kniee. Aber bevor ihr Mund ein Wort des Gebetes gefunden hatte, richtete ſie ſich erſchreckt wieder empor. Es ſchien ihr eine Gotteslästerung, an dieſem Orte an ein Gebet zu denken. . . . . .

. . . . . .

Gabriel! Gabriel! das angebetete Kind! der Sohn Luciens! Gabriel, einſt der glückliche Traum der jungen Mutter! ihre Hoffnung, ihr Muth. Gabriel! o, mein Gott! mein Gott! Gabriel! ihre Freude, ihre Stolz — ein Dieb! Oder der Sohn einer Diebin! Denn wenn ſie vor der Welt verheh-

len wollte, daß Gabriel das anvertraute Geld entwendet habe, so mußte sie sagen:

„Ich war es!"

Dieb oder Sohn einer Diebin! Wehe! ein Abgrund unermeßlicher Tiefe! . . . . . .

. . . . . .

Bertha erinnerte sich, wie sie von andern Müttern um diesen Gabriel beneidet war, als er noch ein Kind war. Ein rosiger Cherub mit langen Lockenhaaren! Und dabei das Lächeln eines glücklichen Engels! — O! vor wenigen Stunden erst hatte sie ihn lästernd, bleich, mit ungeordneten Haaren im Garten gesehen, während er fragte:

„Ist das wahr, meine Mutter?"

Und er hatte ihr einen Brief gezeigt, in welchem man ihm schrieb, daß er ein Bastard sei. Einen Brief, welcher sagte: „Ihre Mutter ist eine verlorne Frau!"

Arme Bertha! sie wußte, daß nicht einmal die Liebe ihres Sohnes ihr geblieben sei, um sie für ihr schreckliches Opfer zu belohnen. Gabriel hatte sich von ihr gewendet. Aber sie mußte ihn wieder erkaufen!

„Für ihn! für ihn!" sagte sie und faltete ihre eisigen Hände.

Man sagt, daß mit dem Augenblick die Todesangst des Verurtheilten schwinde, da sich des Gefängnisses Thür zum letzten Male öffne und der Kerkermeister eintrete, um zu sagen, daß die Stunde der Hinrichtung sogleich schlagen werde. Er richtet sich dem Tode gegenüber wieder auf.

Das Rollen eines Wagens ließ sich auf der Straße ver-

nehmen. Bertha preßte ihren Kopf zwiſchen beide Hände. Die Kutſchenthür wurde geöffnet. Tritte kamen die Treppe heran. Bertha richtete ihre Augen gen Himmel, ihre ſchönen Augen, die von Thränen umſchleiert wurden. Sie kreuzte ihre Arme über der Bruſt und wartete.

Lucien.

Geführt von der Paoli trat Herr Raymond Lointier ein. Paoli geleitete ihn zu einem Sitze und verließ das Zimmer, nachdem sie der Frau von Marans ein Zeichen des Einverständnisses gegeben hatte. Eine Viertelstunde früher würde Bertha durch dieses Zeichen an der empfindlichsten Stelle ihres Herzens verletzt worden sein. Aber in diesem Augenblick achtete sie nicht auf dasselbe.

Der Blinde hatte sich gesetzt und wartete eine Minute. Nach dieser Zeit fragte er:

„Sind Sie gegangen, Madame Paoli?"

Niemand antwortete. Die Stimme des Blinden nahm einen andern Ausdruck an.

„Wollen Sie sich mir nähern?" fragte er furchtsam und mit der sanften Stimme eines Betenden.

Bertha zögerte nicht. Sie näherte sich. Und da die Hand des Blinden nach ihr suchte, so reichte sie ihm die ihrige. Sie waren also bei einander, Bertha und Lucien, allein in einem verschlossenen Zimmer, näher bei einander, als Tags zuvor, als sich

Lucien über die ohnmächtige Bertha in dem Garten geneigt hatte. Herr Fargeau hatte damals geſagt:

„Sie werden einander nie erkennen!“

Seit Lucien Bertha's Hand in der ſeinigen hielt, ſprach er nicht mehr. Ein Ausdruck wehmüthigen Mitleids war auf ſeine Stirn gekommen. Dieſe Hand war kalt, wie die Hand einer Leiche. Obſchon Bertha wußte, daß ſie ſich einem Blinden gegenüber befinde, wagte ſie doch ihre Augen nicht aufzuſchlagen. Zwiſchen dieſen beiden Weſen, welche einander liebten, ſeit ihre Herzen zu fühlen begonnen hatten, und die ſich gegenſeitig ſuchten; zwiſchen dieſen Herzen, deren Liebe der Zeit und der Entfernung widerſtanden, fand in dieſem Augenblick jene elektriſche Strömung, jener geheimnißvolle Rapport ſtatt, von welchem man ſo Manches geleſen hat. Als Skeptiker von den Geheimniſſen der Seele zu reden, ſtimmt weder mit unſerer Ueberzeugung, noch mit unſerm Glauben; aber noch weniger ziemt uns, zu lügen oder Falſches zu behaupten. Das, was in der Wahrheit vorging, war etwa Folgendes: Lucien dachte ganz natürlich an Bertha, weil es der Gedanke an Bertha geweſen war, der ihn hierher geführt hatte. Bertha erinnerte ſich in dieſem Augenblick ebenfalls an Lucien, weil in den Stunden des höchſten Leidens allemal die Erinnerung an das vergangene Glück in das Gedächtniß zurückkehrt. Das fiel aber Lucien nicht ein, daß die Frau, deren Hand er hielt, Bertha ſein könne. Und Bertha dachte nicht einen Augenblick daran, daß dieſer blinde Mann Lucien ſein könne. Es war dieſer Letztere, welcher das Schweigen brach.

„Wie kalt Ihre Hand iſt!“ ſagte er; „Sie ſind unglücklich?“

„Ja," antwortete Bertha, „ich bin unglücklich."

Während er ſprach, hatte ſie ihre Augen aufgerichtet, weil ſeine Stimme eine unbegreifliche Aufregung bei ihr hervorrief. Lucienne hatte ſeine Binde vor die Augen Bertha erkannte ihren Nachbar aus der Rue du Regard nicht. Sie hatte ihn kaum ein oder zwei Mal in ſeinem verſchloſſenen Wagen bemerkt. Sie kannte nur Herrn André, den älteren Bruder. Was man von Lucien's Antlitz erblickte, vermochte nur ein Gefühl zu erwecken: das Gefühl des Mitleids. Befand ſich aber Bertha jetzt in der Lage, daß ſie Mitleid fühlen konnte? Sie bemerkte nicht, daß dieſer Mann ſchön und noch jung ſei; ſie erblickte einzig die krankhafte Bläſſe ſeiner Wangen und die ſanfte Entſagung, deren Ausdruck um ſeine Lippen lag. Lucien bemerkte, daß ſie ihn betrachtete.

„Ich errege bei Ihnen Furcht?" fragte er.

„Nein," antwortete Bertha; „morgen werde ich todt ſein."

Lucien erſchrak und ließ Bertha's Hand fahren, welche ſchlaff an ihr niederſank.

„Todt!" wiederholte er, während ſeine Glieder zitterten; „man ſagt, daß Sie ſchön wären, wie ein Engel — ſchön und jung. — Sie haben eine Stimme, welche den himmliſchen Chören entlehnt ſcheint, — eine Stimme, wie ich glaubte — eine Stimme, die mich erinnert —"

Er unterbrach ſich und fuhr fort:

„Aber von Ihnen müſſen wir ſprechen. — Sie ſind alſo ſehr unglücklich?"

„Weil ich gekommen bin —" begann Bertha.

„Ja — ja — geben Sie mir Ihre Hand wieder, meine

Dame. — Sie ſind gekommen — folglich ſind Sie ſehr unglücklich! — Es iſt wahr, denn Sie ſind eine Frau von Ehre!"

Bertha hatte ihm ihre Hand wieder gegeben. Eine Thräne trat in ihre Augen, während ſie wiederholte: „Von Ehre!"

„Ich weiß es wohl!" ſagte der Blinde lebhaft. „Ich bin davon überzeugt." Dann ſetzte er lächelnd hinzu: „Denn auch ich, meine Dame, bin ein Mann von Ehre!"

Bertha blickte ihn erſtaunt an.

„Nein, nein," fuhr der Blinde fort, „Sie werden nicht ſterben! — Und ich bin ſehr glücklich, weil Sie gekommen ſind! — Sterben, Sie! — Gott iſt gut, meine Dame! Sehen Sie mich an! — ſehe ich wie ein Mann aus, der das Unglück der Frauen ausbeutet?"

„Sie ſehen wie ein guter Mann aus," antwortete Bertha mit leiſer Stimme.

„Ich ſtehe allein — ganz allein auf dieſer Erde, — habe nichts weiter, als eine Erinnerung, die mein Glück iſt und auch mein Unglück. Ich werde Ihnen meine unbedeutende Geſchichte erzählen. Aber antworten Sie mir erſt: Wollen Sie, daß ich Ihr Bruder ſei?"

„Mein Bruder!" ſagte Bertha, die zu träumen glaubte.

„Es iſt ſchon lange her, daß Sie meine zärtlich geliebte Schweſter ſind!" nahm der Blinde wieder das Wort. Ich beſuchte fleißig jenes kleine Theater, um ſie zu hören, und wenn ich Sie hörte, dann dachte ich mir ſtets: „Sie iſt unglücklich! — Was kann ich thun, um ſie zu tröſten?" Wenn man blind iſt, ſo wird man furchtſam, wie ein Kind. — Ich wagte nicht, mich ſelbſt an Sie zu wenden. — Da bediente ich mich dieſer

Frau, der Madame Paoli. Als ſie mir ein Nein zur Antwort brachte, dachte ich: „Deſto beſſer! Sie iſt ohne Zweifel glücklich! Sie bedarf meiner nicht —“ “

„Gott möge Ihnen lohnen, mein Herr!“ ſagte Bertha.

„Und jetzt,“ fuhr Lucien fort und ſprach ſchneller, als hätte er das Bedürfniß, ſein zu volles Herz ſchneller auszuſchütten, „jetzt, da Sie gekommen ſind, ſage ich wiederum: „Deſto beſſer!“ denn ich bin reich — und ich liebe Sie! — Sie verſtehen mich, nicht wahr? — Ich liebe Sie, wie ein armes Herz, das von einer Erinnerung ganz und gar erfüllt wird, nur lieben kann. — Es iſt das keine ſinnliche Liebe, meine Dame, obgleich mich Ihre Stimme ſchon oft, und noch am heutigen Abende, in eine wahre Verzückung verſetzt hat. — Es iſt eine ſo gute und ſo ſanfte Zärtlichkeit, daß ſie faſt hinreichen könnte, mich zu tröſten — und ich kann mich nicht erinnern, daß ich ſeit zwanzig Jahren eine ſo lebhafte Freude empfunden hätte, wie die, welche mir durch die Gewißheit, Sie ihrem Kummer zu entreißen, gewährt wird.“

Es lag in dem Ausdruck des Blinden ſo viel Wahrheit, ſo viel kindliche Rührung, daß Bertha nicht zweifeln konnte. Und doch: war es Möglichkeit? Gehen ſolche Dinge vor? Mußte nicht Bertha, die in ihrem Leben nur Bitterkeit und Täuſchungen kennen gelernt hatte, Bertha, die ſo bitter geprüft war, die Stimme hören, welche in ihrem Innern laut wurde und ihr zurief: „Unmöglich! unmöglich!“

Kann man auf dem Boden des Abgrundes, in welchen man geſtürzt iſt, ein geöffnetes Paradies finden? Es war eine unbeſtreitbare und troſtloſe Thatſache, daß ſie durch Vermittlung der Dame Paoli hier war. Ihre Gegenwart rechtfertigte einen

Handelsvertrag. Und dieſer Mann, welcher „Seien Sie meine Schweſter!“ zu ihr ſagte, er mußte wohl Alles wiſſen! Er mußte wiſſen, daß ſie gekommen war, um Geld zu erlangen!

Bertha war mit dem Gedanken an den Tod hier eingetreten. Sie vollbrachte das grauſamſte und erhabenſte Opfer. Aber die Erhabenheit dieſes Opfers war nach Außen nicht ſichtbar. Nur die Schande zeigte ſich den Augen der Welt. Was konnte Bertha für den Blinden anders ſein, als ein unglückliches oder ſtrafbares Weib, welches der Verzweiflung weicht und ſagt: „Ich gebe mein Glück, um mein Leben zu erhalten?“ Außerdem war ſie eine Sängerin, und obendrein, man merke das wohl, eine Sängerin auf der kleinen Bühne!

Und dennoch ſchien der Blinde vor allen Dingen zu fürchten, daß er ſie beleidigen könne. Er zögerte ſogar, ihr das Geld anzubieten, welches man von ihm hatte verlangen wollen. War er ein Narr? Denn daß man Spott mit ihrem Todeskampfe treiben könnte, vermochte Bertha nicht zu ahnen Es liegt in dem Weſen des Unglücks ſelbſt, leicht und ſchnell Hoffnungen zu faſſen. Es iſt das die höchſte Wohlthat des barmherzigen Gottes. Bertha ſtieß mit Kraft die Zweifel zurück, welche ihre widerſtrebende Vernunft wach rief. Sie betrachtete den Blinden, und da ſein Antlitz nur den Ausdruck der Gutmüthigkeit zeigte, ſo faßte ſie Vertrauen.

„Sie hören mich an, nicht wahr?“ fragte Lucien.

„O! ja — ich höre Sie an,“ antwortete Bertha.

„Und Sie glauben mir?“

„Es giebt Leute, die ſo unglücklich ſind, daß Niemand wagen würde, ſie zu täuſchen!“

„Es iſt alſo nur Ihr Unglück, welches Sie glauben läßt?“ fragte Lucien wehmüthig; „aber ſpäter, meine Dame, werden Sie mich ein Wenig lieben — ich verlange nichts —“

Bertha wurde von einem plötzlichen Entzücken ergriffen, welches eine Folge ihres Dankgefühles war. Sie küßte die Hand des Blinden.

„Was thun Sie?“ fragte er erbleichend und fuhr dann fort: „eine Schweſter küßt die Hand ihres Bruders nicht. — Oder ſoll ich nur Ihr Wohlthäter ſein? — Ich nehme auch dieſe Rolle an, meine Dame: ich hatte zu viel gehofft.“

„Was wollen Sie, daß ich Ihnen ſage?“ rief Bertha aus; „Sie kennen mich nicht — Sie wiſſen nicht, wodurch ich entſchuldigt werde —“

Lucien lächelte.

„Sie ſind hochmüthig —“ ſagte er ſanft; „Sie wollen mir das Glück meiner Unwiſſenheit nicht laſſen — Glauben Sie nicht, daß ich Sie errathe, meine Dame? daß ich mit meinem Herzen das leſe, was ein Anderer vielleicht auf Ihrem ſchönen Antlitz leſen würde? — Wenn mein Herz Sie edel, unſchuldig, als wahre Chriſtin erblickt und ſieht, daß Sie dem ſchmerzvollſten Märtyrthum erliegen —“

„Sie kennen mich?“ ſtammelte Bertha erſchreckt; „dieſe Paoli hat Ihnen geſagt —“

Lucien ſchüttelte langſam den Kopf.

„Sie hat mir nichts geſagt, meine Dame; ermuthigen Sie ſich. Ich weiß, daß Sie Lovely heißen, — wenn Sie noch einen andern Namen haben, ſo weiß ich das nicht.“

„Nein! nein!“ rief Bertha raſch, „ich habe keinen Namen weiter!“

„Sie können nicht lügen, meine Dame!“

Es entstand ein Schweigen.

„Sie verstehen das Lügen nicht, meine Dame,“ fuhr der Blinde nach einigen Augenblicken wieder fort; „wie schwer Ihnen der Schritt geworden ist, der Sie zu mir geführt hat, das ist Ihr Geheimniß. Ich kann es nur ungefähr errathen. Ich werde Sie nie um etwas fragen, denn nur ich werde zu Dank verpflichtet sein, wenn Sie meine Hilfe annehmen. Glauben Sie darum nicht an ein romanhaftes oder übertriebenes Zartgefühl: ich öffne so selten mein armes Herz!“

Bertha antwortete nicht mehr. Was sollte sie auch antworten? Dieser Mann war für Sie gleichsam ein vom Himmel niedergestiegener Engel. Und es wäre eben so vernünftig gewesen, auf die Ankunft eines Engels zu hoffen, als das Vorhandensein eines solchen Mannes zu glauben, bevor sie ihn gesehen hatte. Bertha dankte Gott im Stillen. Jede Furcht war aus ihrem Herzen verschwunden. Obgleich noch Thränen in ihren Wimpern zitterten, so zeigte sich doch schon ein schönes Lächeln in ihren Zügen.

„Ich will nicht, daß Sie einen einzigen Zweifel behalten,“ fuhr der Blinde fort, indem er sein Haupt an die Lehne der Bergère legte, in welcher er saß; „ich will nicht, daß Sie auch nur den mindesten Grund zum Staunen behalten, — ich will, daß Sie sich selbst sagen können: „Wenn er mir geholfen hat, so habe ich noch mehr gethan, ich habe Balsam in seine Wunde geträufelt! — Ich bin seine Wohlthäterin!“ “

„O!“ wollte ihn Bertha unterbrechen.

„Hören Sie mich an, meine Dame, und urtheilen Sie dann, ob ich Ihnen nicht Dank ſchulde. — Ich habe nur ein Mal in meinem Leben geliebt; das war, ehe ich blind wurde. Ich war jung, glücklich und voll Hoffnung auf die Zukunft. Man liebte mich. Die, welche mich liebte, war die Schönſte in der Welt, und ſo gut, ſo edel, ſo heilig! Gott, der ihr ſo große Vorzüge verliehen, hatte ihr dagegen ein ſo großes Leiden auferlegt. Sie war blind.“

Bertha erſchrak. Sie richtete ſich empor und Lucien fühlte ihre Hand zittern. Er fuhr mit einer durch ſeine Aufregung veränderten Stimme fort:

„Warum ſollte ich die Thorheit meiner Hoffnung verbergen? — Sie ſind Künſtlerin — ſie war Künſtlerin. — Ja, ich habe manchmal gedacht — Meine Dame, Sie haben ſie vielleicht gekannt, denn Ihre Hand zittert in der meinigen!“

„Ich?“ ſagte Bertha.

„Eine blinde Sängerin —“

„Nie! mein Herr.“

Bertha's Wangen waren bleich, wie die Wangen einer Leiche. Lucien's Bruſt entwand ſich ein Seufzer.

„Ich fahre fort,“ nahm Lucien wieder das Wort. „Wir lebten in der Bretagne —“

„In der Bretagne,“ wiederholte Bertha, die ſich kaum noch aufrecht zu halten vermochte.

Lucien unterbrach ſich. Bertha's Hand war wiederum eiskalt in der ſeinigen geworden.

„Was fehlt Ihnen? — was fehlt Ihnen, meine Dame?“ fragte er haſtig.

„Mir fehlt nichts," antwortete Bertha.

„Sie kennen die Bretagne?"

Bertha zögerte erſt. Dann antwortete ſie: „Ich habe in ganz Frankreich geſungen, mein Herr."

Digitized by Google

Bertha! Bertha!

Ungeachtet seiner anerkannten Klugheit war Herr Fargeau vielleicht zu weit gegangen, wenn er gesagt hatte:

„Sie werden einander nie erkennen!“

In der gewöhnlichen Sprache redet man oft von den Augen des Herzens. Bertha hatte Lucien nie gesehen; Lucien konnte Bertha nicht mehr sehen: da waren denn die Augen des Herzens nöthig. Aber sie konnten ja Beide sprechen.

In diesem Augenblick bedauerte Lucien seine Blindheit mehr, als er es je gethan hatte. Er hätte Alles, was er in der Welt besaß, darum gegeben, hätte er nur einen Blick auf die Frau werfen können, welche da vor ihm saß, und deren kalte Hand in der seinigen zitterte. Was Bertha betraf, so war sie so heftig ergriffen, daß man sie kaum wiedererkannt haben würde. Herzensangst und Glück verriethen sich abwechselnd in den Zügen ihres Angesichts. Sie wußte noch nichts, aber sie glaubte schon.

Ihre Liebe, ihre einzige Liebe! der Mann, den sie seit zwanzig Jahren suchte, der Vater Lucienne's und Gabriel's, Lucien! Lucien, dessen Stimme sie nicht wieder gehört hatte, seit er ihr

in der hohlen Eiche auf der Meſtivière das letzte „Ich liebe Dich!“ geſagt hatte! Warum warf ſie ſich nicht an ſeinen Hals? Warum ſagte ſie nicht zu ihm:

„Ich bin Bertha, Deine Frau! Bertha, die Dich liebt und nie aufgehört hat, Dich zu lieben!“

Ach! die arme Bertha litt die ſchrecklichſte Angſt, welche ſie je kennen gelernt hatte. Bertha fuhr nach einem Schweigen fort:

„Wir Bretonen lieben alle die, welche aus der Bretagne ſind — deßwegen fragte ich Sie, meine Dame. — Wir wollten uns alſo verheirathen, das junge Mädchen und ich. — Nannte ich Ihnen bereits ihren Namen?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Frau von Marans.

„Sie hieß Bertha.“

Bertha preßte ihre Hand auf ihr Herz. Eine Thräne trat in ihre Augen, aber ſie ſprach nicht. Der Blinde wartete einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Ein Elender wollte ihr ſchaden; ich tödtete ihn. Ich verließ die Gegend. Ein junger Burſche, der vielmehr mein Freund, als mein Diener war, und den ich liebte, als ob er mein Bruder wäre, hatte mir verſprochen, mich nach Grandville zu begleiten, wo wir uns einſchiffen wollten. Er hielt aber ſein Wort nicht: möge Gott ihm verzeihen! Er hat mir das Glück meines Lebens geraubt.“

„Tiennet Blöne!“ dachte Bertha. Dann ſetzte ſie innerlich hinzu: „Er hatte mich nie vergeſſen! — und Fargeau hatte auf der Meſtivière gelogen!“

Aber ihr Mund blieb geſchloſſen. Sie konnte nicht den geringſten Zweifel mehr hegen, und dennoch wurde die Bläſſe ihres

Antlitzes immer leichenartiger, und ihre zum Himmel erhobenen Augen drückten eine grenzenloſe Verzweiflung aus.

„Ich verließ in der Bretagne eine ſehr reiche Erbſchaft,“ fuhr Lucien fort, „aber das Glück, nach welchem ich gar nicht ſtrebte, ſuchte mich gewiſſermaßen. Ich war mit einem Glücksritter abgereiſt, der uns Alle getäuſcht hatte und uns, anſtatt nach dem andern Ende Europa's, wozu er ſich verpflichtet hatte, nach der Küſte von England brachte, wo er uns ohne Hilfsquellen und ohne Freunde zurückließ. Ich weiß nicht, was aus meinen Gefährten wurde. Ich trat in das Geſchäft eines Kaufmannes in Southampton, der mich adoptirte und mir ein jährliches Einkommen von hunderttauſend Livres hinterließ. Schon vor dem Tode meines Wohlthäters hatte ich verſucht, die Spuren meiner Bertha wiederzufinden. Ich war nach der Bretagne zurückgekehrt, ich hatte mein Vaterland wiedergeſehen, ohne der Gefahren zu achten, die meiner dort warteten, denn ich war ein Mörder. Bertha war verſchwunden. Niemand kannte den Ort, wohin ſie ihre Zuflucht genommen hatte. Meine Dame, als ich Bertha verließ, ſah dieſe ihrer Entbindung entgegen. Ich hatte alſo Frau und Kind zu gleicher Zeit verloren. Da dachte ich mir: Ich werde mein ganzes zukünftiges Leben darauf verwenden, Beide zu ſuchen. Ich habe mein Wort gehalten, meine Dame, aber Gott hat es nicht gewollt.“ Er legte ſeine Hand auf ſeine Binde, durch welche er das Glühen ſeiner Stirn fühlte. Seine Stimme klang, wie die eines Weinenden.

„Ich liebte ſo warm,“ fuhr er fort, „und ich würde ſo glücklich geweſen ſein, wenn ich ſie und mein Kind gehabt hätte! — Ich liebte ſo innig, daß ſie während der langen verfloſſenen Jahre mein einziger Gedanke, wenn ich wachte, mein einziger

Traum, wenn ich ſchlief, geweſen iſt. Ich mußte Ihnen das erzählen, weil dadurch mein Benehmen erklärt wird und die Mittel entſchuldigt werden, deren ich mich bediente, um Sie mir zu nähern. Ich habe nicht auf das Gerathewohl gehandelt, meine Dame. Es iſt mein Streben, die Frauen zu unterſtützen, welche von dem Unglück beſiegt ſchwanken, welche am Rande des Abgrundes ſchwanken. Ich ſuche ſtolze, aber niedergeſchmetterte Frauen, welche, wie Sie, in der letzten Stunde ihres Kampfes ſchluchzen: Ich thue es für mein Kind, mein Gott! für mein Kind!" — Denn Sie ſind Mutter — nicht wahr, Sie ſind Mutter?"

Bertha ſchluchzte. Das war ihre Antwort.

„Wer weiß," fuhr der Blinde fort, „ob ſie, da ſie ſo ſchön war, da ſie unbekannt mit der Welt und arm war, da ſie ganz allein in der Welt ſtand, nicht auch vielleicht mit Verzweiflung in dem armen Herzen geſagt hat: „Für mein Kind! für mein Kind!" Sie weinen, meine Dame? Ich höre es — und danke Ihnen dafür. — Hören Sie! wenn ich *vielleicht* ſagte, ſo täuſchte ich mich. — Meine Träume — glauben Sie an Träume? — meine Träume haben ſie mir ganz blaß und gebrochen gezeigt. Ich hörte ihre durch Thränen entſtellte Stimme — ich ſah ſie über eine verwünſchte Schwelle treten — Meine Dame! meine Dame!" rief er dann lauter aus, „danken Sie mir nicht, wenn ich Sie rette, denn ich will dadurch Gott zwingen, daß er Bertha rette!"

Bertha betrachtete ihn mit Bewunderung. Sie ſchluchzte nicht mehr Sie glaubte, ſeine ſchöne Seele durch die Hülle ſeines Körpers zu erblicken. Wie viel Liebe! und was für eine Liebe! Lucien! Es war ihr heiß geliebter Lucien, der ſo

ſprach! Und Bertha folgte dem Drange ihres Herzens nicht, welcher ſie zu ihm hinzog! Bertha blieb regungslos; Bertha ſchwieg.

Warum? Weil hinter dem endloſen Glück, Lucien wiederzuſehen, welches ſie für unmöglich gehalten hatte, eine unvergleichliche Marter lag. Weil Bertha bei Madame Paoli war; weil ſie zu dieſer gekommen war, um vor dem Tode ihren Körper zu verkaufen! — Weil — Aber man verſteht! Wieder ein Abgrund! Die Hölle an der Pforte des Paradieſes! Sie wollte nicht, und konnte ſie? — Bertha wollte nicht zu Lucien ſagen: „Ich bin es!“ Jene geheimnißvolle Kraft, welche zwiſchen Tantalus und den von den ironiſchen Göttern ihm dargebotenen Früchten war, jene Kraft erſtickte die arme Bertha! Sie konnte nicht. Andere hätten es eben ſo gemacht, wie ſie. Sie konnte nicht! Was ſie duldete, darf man nicht einmal wagen zu ſchildern. Der Blinde wußte es nicht. Er fuhr fort:

„Etwas länger, als zwei Jahre, ſuchte ich mit Muth. Die Vorſehung hatte mir Reichthum geſchenkt: es ſchien mir, als leuchte mir ein glücklicher Stern. Nirgends fand ich die geringſte Spur, aber ich fuhr fort, mit gleichem Eifer zu ſuchen. Damals war ich noch nicht blind. Ein Mal, meine Dame, ſah ich ſie wieder und wäre faſt vor Freude geſtorben.“

„Wen? Bertha?“ unterbrach ihn Frau von Marans lebhaft.

„Bertha und meinen armen Tiennet Blöne,“ antwortete Lucien, „Beide zu gleicher Zeit. Es war in dem Theater zu Neapel an dem Tage, an welchem daſſelbe abbrannte —“

Digitized by Google

„O!“ rief Bertha aus, die ſich kaum noch zu halten vermochte.

„Sie haben von jener Feuersbrunſt gehört?“ fragte Lucien.

Bertha überwand ſich ſelbſt mit ungemeiner Anſtrengung.

„Nein,“ antwortete ſie. „nein!“

Lucien achtete nicht beſonders darauf, da er zu ſehr von ſeinen Erinnerungen in Anſpruch genommen wurde.

„Ohne etwas zu ahnen,“ fuhr er fort, „war ich in das Theater gegangen, ſo wie ich überall hinging — um zu ſehen — um zu ſuchen. Plötzlich ſchlug mein Herz ſtürmiſcher in meiner Bruſt. Eine Frau war auf der Bühne erſchienen — es war Bertha — meine liebe kleine Blinde! Sie ſang. O! meine Dame! die Wonne feſſelte mich an meinen Sitz Ihre Stimme, meine Dame, iſt die einzige auf dieſer Welt, die mit Bertha's Stimme verglichen werden kann. Während ſie ſang, erhob ſich ein dicker Dampf im Hintergrunde der Bühne. Schauſpieler und Choriſten entflohen, aber Bertha blieb, weil ſie nicht ſah. Ich eilte ihr entgegen. An dem andern Ende des Hauſes erhob ſich noch ein anderer Mann, um ſie zu retten. Erſt jetzt erkannte ich Tinnet Blöne. Tiennet, Bertha und ich ſtellten gewiſſermaßen ein menſchliches Dreieck dar, gebildet von drei befreundeten Herzen, die ſich verloren hatten, die leidenſchaftlich einander ſuchten und unerwartet von dem Zufall einander genähert wurden. Die Flamme ſtieg empor und verzehrte den Rauch. Wir, Tiennet und ich, hatten den Strom der Zuſchauer zu überwinden, welche in den verſchiedenſten Richtungen nach den Ausgängen drängten. Ich ſah Tiennet's Haupt über die Menge hervorragen. Er hatte mich ebenfalls erkannt und ein Mal hörte ich durch den betäubenden Lärm hindurch ſeine Stimme,

welche mir zurief: „Bruder, Muth!“ Bertha begann zu begreifen, was um sie vorging. Wir sahen sie ihre Arme ausbreiten, um Hilfe zu suchen. Wir, Tiennet und ich, gelangten mit einander zum Orchester. Er reichte mir seine Hand und ich berührte sie. Mit einem Schwunge war er auf der Bühne. Ich war schon vor ihm auf derselben. — In diesem Augenblick senkte sich ein flammender Balken über unsern Köpfen. „Bertha! Bertha!“ rief ich.“

Frau von Marans war halb todt, während sie diese Erzählung hörte. Sie bedurfte ihrer ganzen Kraft, um das Geständniß zurückzuhalten, welches laut werden wollte. Mein Gott! wie glücklich wäre sie gewesen, hätte sie sagen können:

„Ich hörte jenen Ruf! — und ich erkannte Dich, mein Lucien!“

„Die arme Bertha breitete ihre Arme gegen mich aus,“ fuhr Lucien fort; „der flammende Balken sank zwischen uns nieder. Das Feuer umhüllte mich. Ich weiß nicht, was aus Bertha und Tiennet Blöne wurde. Ich war blind.“

Er schwieg. Bertha dachte: „Also um meinetwillen ist er blind!“

Lucien dachte und das war sein Trost:

„Um ihretwillen bin ich blind. — Wie viele Jahre sind seitdem verflossen!“ fuhr er mit lauter Stimme fort; „wie viel Zeit ist verschwunden! — Die Hoffuung ist entflohen, meine Dame — denn jetzt könnte sie an mir vorüber gehen, und ich würde es nicht einmal wissen. Ich werde sie nie in dieser Welt wiederfinden. Wenn Gott mir mein Märtyrthum auf dieser Erde anrechnet, so werde ich sie im Himmel wiedersehen, wo sie eine Heilige vor allen Heiligen sein wird. — Das ist meine Ge-

ſchichte, meine Dame. Sie ſehen wohl, daß Sie mich wie einen Bruder lieben können! Sie ſehen wohl, daß Sie durch Annahme meiner Hilfe mir die einzige Freude gewähren, welche ich hienieden haben kann! Wenn Bertha todt iſt, ſo wird ſie zu den Füßen Gottes lächeln, wenn ſie mich Ihre Leiden erleichtern ſieht. Wenn ſie lebt, ſo wird Gott ihr wiedergeben, was ich Ihnen gebe."

. . . . . .

Die menſchliche Kraft hat enge Grenzen. Bertha beſaß ein kräftiges Herz, allein dieſe Prüfung war eine zu ſchwere. Während Lucien ſprach, hatte ihr Herz alle Aufregungen erduldet, welche von einem Herzen erduldet werden können: Wonnen und Martern, Alles! Sie liebte ihn jetzt mehr, als ſie ihn je geliebt hatte, tauſend Mal mehr! dieſen ſo guten Mann, dieſes liebe Herz, aus welchem Liebe, Edelſinn, geduldiges Mitleid wie aus einer unverſieglichen Quelle ſich ergoſſen; Lucien, den ſie in ihren Erinnerungen als einen aufwallenden, kühnen, offnen, heitern Mann wiederſah; Lucien, den ſie von einem grenzenloſen Unglück betroffen wiederfand; Lucien, den ſie durch ein Wort zu den glücklichſten aller Männer hätte machen können! Befand ſie ſich aber nicht in dieſem Zimmer, in dieſem unreinen Tempel, deſſen Schwelle ſie als ein Opfer überſchritten hatte! — Hatte ſie nicht einen gehäſſigen Vertrag angenommen! — Nimmer! nimmer! Je inniger ſie liebte, deſto weniger konnte ſie ſich zu erkennen geben. Es war ein ſchrecklicher Gedanke, der Gedanke, daß ſie ſich bei der Kupplerin Paoli befinde! Ein grauſiger Gedanke das!

. . . . . .

Lucien hatte ſeine Arme über der Bruſt gekreuzt. Er war

in sich selbst zusammengesunken und dachte an längst entschwundene Zeiten. Bertha blickte ihn lange an. Ihre Augen strömten von Thränen über. Sie sank auf die Kniee und faltete ihre Hände. Sie betete ihn stumm und mit solcher Wärme an, daß es ihr vorkam, als begehe sie eine Sünde gegen Gott. „Ich liebe Dich!" seufzte sie im Innern ihres Herzens; „ich liebe Dich, wie man nie in dieser Welt geliebt hat!"

Ihr schöner Mund spitzte sich wie zu einem Kusse. Dann fuhr sie mit Verzweiflung im Herzen fort:

„Leb wohl, mein Lucien! leb wohl für immer!"

Sie entfloh, indem sie wie eine Wahnsinnige lief. . . .

. . . . . .

Das Zuschlagen der Thür riß Lucien aus seiner Träumerei. Er suchte die Hand der Frau von Marans. Als er dieselbe nicht fand, sagte er:

„Meine Dame — meine Dame — wo sind Sie?"

Keine Antwort.

„Wo sind Sie?" wiederholte Lucien und erhob sich besorgt.

Aber in dem verlassenen Boudoir war es so still, daß man seine Athemzüge hätte hören können.

„Sie ist fort!" sagte er; „warum?"

Er wurde erst feuerroth und dann leichenblaß.

„O!" rief er und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Ein Gedanke drängte sich ihm unwiderstehlich auf.

„Bertha an diesem Orte! — Bertha! — es war Bertha!"

Kalter Schweiß strömte über seine Stirn. Und noch einmal rief er auf herzzerreißende Weise:

„Bertha! Bertha!"

Unterschrift.

Paoli eilte herbei, als sie den Blinden rufen hörte. Niemand hatte Bertha's Flucht bemerkt. Lucien fragte und erkundigte sich; Lucien bot ungeheuere Summen, um etwas zu erfahren. Die reizende Mailänderin war nicht die Frau, welche ihr Glück hätte zurückweisen sollen, aber sie fürchtete Herrn André Lointier. Bevor sie antwortete, dachte sie nach. Das Resultat ihres Nachdenkens bestand in der Ueberzeugung, daß Schweigen besser sei, weil Frau von Marans so nahe dem Hôtel Lointier wohnte.

„Morgen," dachte sie, „werde ich Herrn André besuchen, und dann wird immer noch Zeit sein, den Handel mit dem Blinden abzuschließen. — Der schöne Vogel wird nicht fortfliegen!"

Wir werden sehen, ob sie sich täuschte. Einstweilen antwortete sie, daß man Madame Lovely nur im Dianatheater finden könne, daß sie sorgfältige Nachforschungen anstellen und morgen Herrn Raymond mit dem Resultat derselben bekannt machen werde.

. . . . . .

Frau von Marans kehrte mitten in der Nacht nach Hauſe zurück. Gabriel war nicht nach Hauſe gekommen. Clemence hatte ſich in Lucienne's Zimmer verborgen. Lucienne eilte, um ihre Mutter zu empfangen. Das arme Kind war ſehr verändert. Kaum hätte man in ihr das heitere, kindliche blonde Mädchen wiedererkannt, welches ihren Kopf zwiſchen den Leilacktrauben hindurchſteckte, um ihrer Freundin einen Kuß zu geben. Und doch waren ſeitdem erſt zwei Tage verfloſſen. Frau von Marans hatte dagegen mit Aufbietung aller Kräfte ſich ſelbſt überwunden. Nach jener Scene, in welcher auf die vollkommenſte Freude, die ſie je gewünſcht hatte, die äußerſte Verzweiflung gefolgt war, hatte ſie ihr Herz wieder geſchloſſen Sie betrachtete ſich ſchon, als gehörte ſie dieſer Welt nicht mehr an.

„Mutter," ſagte Lucienne, welche nicht wagte, irgend eine Frage an Frau von Marans zu richten; „es iſt Jemand in dem Salon, der Dich erwartet."

„Um zwei Uhr Morgens?" fragte Bertha erſtaunt.

„Er wartet bereits ſeit Mitternacht, meine Mutter," antwortete Lucienne.

„Und Du kennſt ihn nicht?"

„O! wohl —"

„Wer iſt es?"

„Gute Mutter!" rief Lucienne aus, indem ſie beide Hände der Angeredeten ergriff und mit Küſſen bedeckte; „wir ſind ſehr unglücklich, ich weiß es! — Und der Mann, welcher auf uns wartet, iſt die Urſache unſers Unglücks — er iſt Dein Feind —"

„Ich habe keine Feinde," ſagte Bertha.

„Meine Mutter! meine liebe Mutter!" fuhr Lucienne unter

Thränen fort, „Du willſt es mir nicht ſagen. — Der Mann, welcher auf Dich wartet, iſt Herr André Lointier.“

„Ach!“ ſagte Frau von Marans und zitterte, ohne ſich bewußt zu ſein, warum.

Aber ſie erholte ſich ſchnell wieder. Wovor hätte ſie ſich auch noch fürchten können.

„Begieb Dich zur Ruhe, meine kleine Lucienne,“ ſagte ſie; „ich werde nachſehen, was Herr André Lointier von mir will.“

Lucienne kehrte in ihr Zimmer zurück, deſſen Thür nach dem Salon führte. Frau von Marans begab ſich in dieſes letztgenannte Gemach, im welchem ſie Herrn André Lointier traf, der es ſich bequem gemacht hatte. Wir müſſen uns hier an die ſtattfindende Lage erinnern. Frau von Marans kannte Herrn André Lointier nur als Nachbar. Sie ahnte durchaus nicht, daß ſein wahrer Name Fargeau Créhu de la Saulays ſei. Sie wußte ferner nicht, wie viel Antheil dieſer Mann an ihren jüngſten Leiden habe, und war durch Lucienne's Worte wahrhaft in Staunen geſetzt. Und dennoch iſt es gewiß, daß Herr André Lointier ihr ſtets ein gewiſſes Mißtrauen eingeflößt hatte. Wir würden ſagen, daß ſie eine Antipathie gegen ihn gefühlt habe, wenn Bertha's edles Herz fähig geweſen wäre, aus Laune und ohne Gründe Jemand zu haſſen. Das haben wir wohl nicht zu bemerken nöthig, daß Frau von Marans jetzt, da ſie zu Hauſe war, eine ganz andere Haltung annahm, als ſie in dem Boudoir der Mailänderin beobachtet hatte.

Herr André Lointier erhob ſich bei ihrem Eintritt und grüßte ehrerbietig.

„Darf ich fragen, mein Herr —“ begann Bertha.

„Gewiß, meine Dame, gewiß," unterbrach ſie Fargeau im ſüßlichſten Tone; „ich bin hier, um Ihnen jede mögliche Erklärung zu geben — und vor allen Dingen würde ich mich auf das Demüthigſte wegen eines Beſuchs zu ſo unpaſſender Zeit entſchuldigen, wenn ich nicht ganz und gar zu Ihrem Vortheile handelte, meine Dame."

Bertha zeigte mit dem Finger nach einem Stuhle. Herr Fargeau verneigte ſich nochmals und ſetzte ſich. Bertha ahmte ihm nach.

„Sie wiſſen, daß wir Nachbaren ſind, meine Dame," nahm Fargeau wieder das Wort; „und obſchon Sie nur in Beziehungen zu unſerm Geſchäftsführer ſtehen —"

„Ich weiß, daß Sie der Eigenthümer meiner Wohnung ſind, mein Herr."

„Nicht ich — o! nicht ich, meine Dame, ſondern mein Bruder. Wir wohnen bereits lange dicht neben einander, und wenn es mir erlaubt wäre, ſo würde ich Ihnen ſagen, daß wider meinen Willen die lebhafteſte Sympathie, die aufrichtigſte Theilnahme —"

Er unterbrach ſich. Frau von Marans verneigte ſich und die Stimme des Herrn Fargeau wurde noch ſüßlicher.

„Sie ſind Fräulein Bertha Créhu de la Saulays, nicht wahr?" fragte er in einem überaus wohlwollenden Tone.

Frau von Marans erſchrak. Sie glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen. Seit zwanzig Jahren hatte ſie jenen Namen abgelegt.

„Sie erſtaunen, meine Dame," fuhr Fargeau fort, „und vielleicht veranlaſſe ich Ihnen ſogar, ohne es zu wollen, eine peinliche Aufregung. Sollte das ſein, ſo, ich bitte Sie, verzei-

hen Sie mir mit Rückſicht auf meine redlichen Abſichten. Ich komme, um wegen Geſchäfts-Angelegenheiten mit Ihnen zu ſprechen, und die Geſchäfts-Angelegenheiten machen, wie Sie wiſſen, eine Sprache nöthig, welche von der zarten Sprache der großen Welt, in welcher Sie leben, abweicht. Um ſchon ferne Erinnerungen wieder zu erwecken, rufe ich Ihnen die Zeit in das Gedächtniß zurück, da ihr Oheim ſtarb —"

„Aber, mein Herr —" wollte ihn Bertha unterbrechen.

„Bitte, meine Dame, unterbrechen Sie mich nicht. Zu jener Zeit waren Sie blind und konnten folglich keinen der Erben des achtungswerthen Jean Créhu kennen, weder Maudreuil, noch Houël, noch Guérineul, noch Menand, noch Fargeau, noch Morin. — Was Lucien Créhu betrifft, ſo werden wir ſpäter von ihm ſprechen. Seien Sie überzeugt, meine Dame, daß ich keineswegs die Abſicht habe, Sie zu erſchrecken, aber ich muß Ihnen ſagen, daß ich Einer jener Erben bin, welche Sie nicht kennen, obſchon Sie Ihre Kindheit unter ihnen verlebten."

„Fargeau!" ſagte Bertha halblaut.

Herr André Lointier war auf Alles gefaßt. Er erſchrak nicht, ſondern lächelte ſchlau.

„Nein!" antwortete er; „aber ich erkläre Ihnen ſofort, daß ich mein Incognito behaupten werde. Halten Sie mich nun für den Fargeau, welchen Sie nannten, oder für Houël, Morin, Maudreuil —"

„Maudreuil," ſagte jetzt Bertha.

Fargeau ſagte dieſes Mal weder Ja noch Nein. Er fuhr fort:

„Es iſt Ihnen nicht unbekannt, wie wunderlich das Teſta-

ment unſers ehrwürdigen Oheims war, daß wir uns Alle genöthigt ſahen, uns den Clauſeln deſſelben zu unterwerfen, und daß — entſchuldigen Sie, meine ſchöne Dame — die Exiſtenz einer Bertha Créhu in dieſem Augenblick für uns ein unangenehmes Hinderniß iſt. Ich, der ich mit Ihnen ſpreche, bin auf das allgemeine Beſte bedacht geweſen. Mit Hilfe geſchickt ausgeführter Kunſtgriffe habe ich Sie in eine außerordentlich delicate Lage gebracht —"

„Wie!" rief Bertha aus; „Sie ſind es, der —"

„Beurtheilen Sie mich nicht vorſchnell, ſchöne Dame. Sie werden ſogleich erkennen, daß ich durchaus nichts Böſes gegen Sie im Sinne habe."

„Aber Sie ſind mein Mörder, mein Herr!"

„O!" verſetzte Fargeau mit Salbung, „Mörder!"

„Sie wiſſen es recht gut! — ja! Sie wiſſen recht gut, daß mir nur der Tod übrig bleibt!"

Fargeau lächelte väterlich.

„Es iſt ein Fehler der Frauen, daß ſie Alles übertreiben, ſchöne Dame," nahm er wiederum das Wort. „Sterben? — ich hoffe, daß Sie dieſe Idee aufgeben werden. — Ich muß Ihnen jedoch ohne Weiteres ſagen, daß wir nicht wollen, daß Sie noch eine zweite Unterredung mit Herrn Lucien Créhu de la Saulays haben."

Bertha blickte ihn erſtaunt an.

„Sie wiſſen —?" ſtammelte ſie.

„O! liebe Dame," ſagte Fargeau in gutmüthigem Tone, „ich weiß Alles. Ich weiß zum Beiſpiel, oder errathe vielmehr, daß dieſe erſte Zwieſprache keinen Erfolg gehabt hat — denn hätte ſie den Erfolg gehabt, welchen ich befürchtete, ſo hätten

Sie mir bereits eben ſo vornehm und ſtolz die Thür gezeigt, wie der Paoli — nämlich das erſte Mal, denn das zweite Mal war es ſchon eine andere Sache. — Alſo nochmals, Sie dürfen nicht zum zweiten Male mit Herrn Lucien ſprechen."

„Das wird auch nicht geſchehen, mein Herr."

„Das iſt Ihre Meinung in dieſem Augenblick, ſchöne Dame, aber Sie werden wiſſen, daß bereits Franz I. geſagt hat:

Wer auf des Weibes Unbeſtand
Vertrauet, der iſt ohn' Verſtand!

und ich bin ganz der Anſicht des ritterlichen Königs, daher ich nach einer Sicherheit trachte. — Wenn Sie zum Beiſpiel einwilligten, Paris zu verlaſſen, um nie wieder hierher zurückzukehren —"

Bertha erhob ſich.

„Mein Herr," ſagte ſie in einem ſo beſtimmten Tone, daß Fargeau für einen Augenblick ſeine Faſſung verlor, „Sie ſind ein Narr, daß Sie eine Frau erſchrecken wollen, welche die Abſicht hegt, zu ſterben!"

Sie blickte ihn feſt an. Es lag in ihrem Blicke jetzt jene tragiſche Kraft, durch welche ſelbſt die Starken gebändigt werden. Aber Fargeau war kein Starker, ſondern beſaß die Eigenthümlichkeit des Kautſchuks, welches nachgiebt, aber wieder zurückſchnellt.

„Brechen Sie unſere Unterhaltung nicht ab, ſchöne Dame," ſagte er, „bevor Sie die Vorſchläge angehört haben, welche ich Ihnen machen werde, — und bedenken Sie, daß eine Mutter — eine gute Mutter, wie Sie, nichts durch ihren Tod rettet, weil ihre Kinder nach ihr zurückbleiben."

Digitized by Google

Bertha ſank wieder auf ihren Stuhl.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte ſie.

„Ich will Sie retten, ſchöne Dame — nachdem ich Sie unglücklich gemacht habe. Sie ſehen, daß ich offen ſpreche, allein das iſt ſo meine Mode. Ich habe Sie von allen Seiten angegriffen, weil das nöthig war; allein jetzt werde ich Balſam in Ihre Wunden träufeln.“

Er zog eine Brieftaſche hervor und legte zwanzig Tauſendfrankenbillets auf den Tiſch.

„Sehen Sie, hiermit können Sie die arme Grièche berubigen,“ ſagte er, „können einen Stellvertreter für Ihren lieben Gabriel kaufen und die Koſten Ihrer Reiſe beſtreiten.“

Bertha betrachtete die Bankbillets, durch welche ſie ſich retten konnte.

„Dieſes Geld gehört Ihnen,“ ſagte abermals Herr Fargeau.

„Um welchen Preis?“ fragte Bertha.

„Zunächſt verſprechen Sie, daß Sie ſich entfernen werden,“ antwortete Fargeau, „dann ſetzen Sie Ihre Unterſchrift unter dieſes Blatt Papier — das heißt Ihre wahre Unterſchrift: Bertha Créhu.“

Dieſes Blatt Papier enthielt eine Urkunde auf geſtempeltem Papier, durch welche Bertha erklärte, daß ſie zu Gunſten des Herrn .... (der Name fehlte), auf alle Mobilien und Immobilien verzichte, welche ihr aus der Erbſchaft des Herrn Jean Créhu zufallen könnten

Wie man ſieht, hatte Herr Fargeau wahrhaft wie ein Engel manövrirt! War die Urkunde einmal unterzeichnet, ſo hatte er alle ſeine Miterben beſiegt. Er trat in Bertha's Recht und Stelle; er benutzte die Schlußclauſel des ſonderbaren Teſtaments:

Digitized by Google

er war ein Mann von vier Millionen! O! der brave Mann! Aber die Urkunde mußte unterzeichnet werden. Bertha las dieſelbe.

„Mein Herr,“ ſagte ſie, „nehmen Sie Ihre zwanzigtauſend Franken zurück und entfernen Sie ſich.“

Fargeau legte die zwanzigtauſend Franken wieder in ſeine Brieftaſche, entfernte ſich aber nicht, machte es ſich vielmehr auf ſeinem Stuhle noch bequemer und fuhr fort:

„Ich erwartete einigen Widerſtand; die Frauen verſtehen nichts von Geſchäftsſachen, und das Wort Entſagung überraſcht Sie. — Mein Gott! ſchöne Dame, ich kann Sie verſichern, daß Sie hiermit nur einer Sache entſagen, welche Sie doch nie beſitzen werden — es iſt rein und einfach eine Förmlichkeit, weiter nichts. — Aber, ſprechen wir nicht mehr davon, ſondern erlauben Sie, daß ich Ihnen erkläre, was ich gegen Sie vornehmen werde; da Sie darauf beſtehen, den Krieg fortzuführen.“

Fargeau's letzter Versuch.

So verschlagen man sich auch einen Diplomaten denken mag, und wäre dieser Diplomat sogar in die elektrische Philosophie eingeweiht, ein Verehrer des Natur-Gottes, ein Feind des Pfaffen-Geschmeißes, und gewänne er sein Brot dadurch, daß er die ärmeren Classen beklagt; so heuchlerisch man sich auch den Philanthropen denken mag, diesen gehässigen Vampyr, welcher sich an der Armuth mästet, so muß er dennoch dahin kommen, daß er sein letztes Wort sagt. Mein Gott! ja. Es ist das demüthigend für die Diplomatie, für die Philosophie und die Heuchelei, aber es ist ein Mal so. Der starkgeistige Tartüfe endet, wie der bigotte Tartüfe. Er wirft am Ende die Maske ab. Welcher von Beiden ist der häßlichere? Mag die Akademie der Wissenschaften diese Frage entscheiden.

Wir haben keineswegs die Absicht gehabt, den leutseligen Tartüfe in der Person des Herrn Fargeau zu schildern. Herr Fargeau ist ein pedantischer Schuft, der hinreichend heuchlerisch ist, aber dabei ein Tartüfe, wie wir Alle ihn kennen lernten.

Bürger, um die große Figur eines ſolchen Tartüfe zu ſchildern, welche bald ihre Eſelsohren unter dem Hute eines Profeſſors, bald unter einer verſchoſſenen rothen Mütze, bald unter einer Livrée-Kappe verbirgt, bedürfte es einer andern Feder, als der unſrigen.

Wir ſagen daher ganz kurz, daß Herr Fargeau zu dem letzten Acte des Melodrama's gelangt war, zu jenem Acte, in welchem nach herkömmlicher Weiſe alle Verräther ihre Masken ablegen. Er hatte nicht mehr nöthig, ſich zu verſtellen. Im Gegentheil konnte es förderlich für ihn ſein, die ſchrecklichſte Seite nach außen zu kehren. Er hatte zu Frau von Marans geſagt:

„Da Sie den Krieg wollen, ſo werde ich Ihnen den Plan meines Feldzuges vorlegen."

Hätte Bertha die Welt gekannt, ſo würde ſie gewußt haben, daß die Drohung ſtets aus dem Wunſche nach einem Vergleiche entſpringt. Aber ſie kannte die Welt nicht, und überdieß täuſchte ſich Herr Fargeau außerordentlich hinſichtlich ihrer Abſichten. Bertha antwortete auf ſeinen letzten Angriff nicht. Sie dachte nach.

„Zunächſt werde ich die Angelegenheit mit Grièche lebhaft betreiben," nahm Herr Fargeau wieder das Wort; „Sie werden morgen Gerichtsperſonen im Hauſe ſehen. Zugleich wird die Polizei morgen erſcheinen, um Herrn Gabriel zur Rechenſchaft zu ziehen, weil er unter einem falſchen Namen gelooſt hat. — Alle ſeine Gläubiger werden zu gleicher Zeit erſcheinen, und Sie können ſich denken, wie groß das Vertrauen derſelben werden wird, wenn ſie erfahren, daß Ihr Sohn einen falſchen Namen uſurpirt hat."

Bertha hörte gar nicht, was er ſprach. Sie dachte indeß:

„Zwanzigtauſend Franken! — Wenn Gabriel mich liebte, ſo würden wir uns nach der Bretagne begeben — und wer weiß, ob mir nicht Gott ein Mittel an die Hand gäbe, um Lucien unſern Zufluchtsort mitzutheilen? — Zwanzigtauſend Franken!“

„Sie ſprechen davon, daß Sie ſterben wollen,“ fuhr Herr Fargeau fort; „meiner Seel! meine Dame, glauben Sie denn, daß ich das weibliche Geſchlecht nicht kennte? Alle Frauen führen das Wort „Sterben“ zu leicht im Munde. — Aber denken Sie doch an die ſchöne Erbſchaft, welche Sie damit Ihrem Sohne und Ihrer Tochter hinterlaſſen!“

Bertha erhob ihre Augen gegen ihn. Herr Fargeau begriff den Ausdruck dieſes Blickes nicht. Dieſer Blick wollte nämlich ſagen:

„Für dieſe zwanzigtauſend Franken würde ich nicht nur meinen Antheil an der Erbſchaft geben, ſondern auch die Hälfte meines Blutes!“

Fargeau konnte das nicht errathen.

„Wenn Sie eines letzten Argumentes bedürfen —“ begann er.

„Ach! mein Herr,“ unterbrach ihn Bertha mit einer gewiſſen Heftigkeit und indem ſie ſich ſchulterte, „ich bin keine Diebin, wie Sie mir durch die arme Perſon, das Fräulein Griéche vom Dianatheater, haben ſagen laſſen. — Wollte ich aber Ihr Geld annehmen, ſo würde das ein wahrhafter Diebſtahl ſein!“

„Sagen Sie Andern ſo etwas!“ rief Fargeau; „Sie wollen ſich alſo nicht mit mir vergleichen?“

Bertha verrieth durch ihre Bewegung, daß ſie gelangweilt werde. Fargeau fragte ſie, ob ſie in der That ihre Anrechte an die Erbſchaft Jeans von der See nicht kenne. Das ſchien ihm unmöglich. Er erinnerte ſich ſehr wohl, daß Bertha hinter einem Fenſter-Vorhange verborgen geweſen war, als das Teſtament Jean Créhu's vorgeleſen wurde. In jedem Falle kümmerte Bertha's Unwiſſenheit wenig. Er mußte die Unterſchrift um jeden Preis haben

„Wenn das ein Uebermaß von Zartgefühl iſt,“ fuhr er mit verändertem Tone fort, „ſo iſt das ohne Zweifel ſehr ehrenvoll für Sie, liebe Dame. — Aber ich habe die Ehre, Ihnen bemerklich zu machen, daß man ſich in meinem Alter nicht gern mehr Blößen gibt. — Es iſt ganz gewiß und ich ſelbſt habe es Ihnen bereits geſagt, daß Sie nie einen Pfennig von der Erbſchaft erhalten werden. — Aber Andere haben ein Intereſſe — ich, zum Beiſpiel — Andere könnten in einem gegebenen Falle — Kurz, ich biete Ihnen wohlüberlegt und mit den Verhältniſſen wohl bekannt dieſe zwanzigtauſend Franken an.“

Bertha ſchüttelte den Kopf. Das war eine neue Weigerung und Fargeau zog die Brauen zuſammen.

„Hören Sie,“ ſagte er und erhob ſich, „es fehlt mir an Zeit, um Sie zu überzeugen. Lieber will ich Sie daher in Ihrem eigenen Intereſſe mit einem Schlage zwingen. — Wiſſen Sie, welche Strafen auf der Verführung minderjähriger Perſonen ſtehen?“

Bertha blickte ihn erſtaunt an.

„Begreifen Sie die Lage einer armen Frau," fuhr Fargeau fort, „welche einen falſchen Namen führt, Sängerin am Dianatheater iſt, das Haus der Vaeli fleißig beſucht —"

„O!" rief Frau von Marans entrüſtet aus.

„Ich kann beweiſen, daß Sie noch heute Nacht daſelbſt waren, liebe Dame. — Begreifen Sie nun die Lage einer ſolchen Frau, die außerdem des Diebſtahls angeklagt wird und ein achtzehnjähriges junges Mädchen an ſich zieht, welches in dem ganzen Viertel als eine ſehr reiche Erbin bekannt iſt?"

„Ich verſtehe aber kein Wort von dem, was Sie ſagen, mein Herr," ſagte Bertha.

Fargeau zeigte mit dem Finger nach Lucienne's Thür. Bertha war etwas erſchreckt, ohne zu wiſſen, warum?

„Das iſt das Zimmer meiner Tochter," ſtammelte ſie.

Herr Fargeau ſchritt durch den Salon, öffnete die Thür und rief.

„Clemence!"

Clemence erſchien bleich und mit dem Ausdruck des Entſetzens in ihren Zügen. Sie hatte Alles gehört.

„Meine Dame," ſagte ſie in der Thür; „ich wollte Sie retten und habe Sie noch unglücklicher gemacht."

Bertha nahm das Stempelpapier und unterſchrieb.

„Gehen Sie, mein Fräulein!" ſagte Fargeau zu Clemence.

Clemence gehorchte. Während ſie an Bertha vorüberging, ergriff ſie ſchnell deren Hand und küßte dieſelbe. Als ſie ge-

Digitized by Google

gangen war, legte Fargeau die Unterſchrift in ſeine Brieftaſche und nahm ſeinen Hut.

„Wohlverſtanden, liebe Dame," ſagte er, „wenn Sie morgen — oder vielmehr heute Morgen um acht Uhr Paris nicht verlaſſen haben, ſo trete ich wieder in alle meine Rechte ein. — Der Waffenſtillſtand, welchen ich Ihnen gewähre, geht nicht über den genannten Termin hinaus. — Ihr gehorſamſter Diener!"

Er entfernte ſich, ohne eine Antwort zu erwarten.

. . . . . .

Nachdem der junge Doctor Gabriel das Verhör des Portiers in dem Hauſe, in welches Mazurka ihn ſperrte, um ſich ſeiner zu entledigen, ausgehalten hatte, ließ man ihn wieder gehen. Er war wahrhaft trunken vor Wuth. Der letzte Tag und dieſe Nacht waren für ihn eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen geweſen, in welche ſich ungünſtig verlaufene Abenteuer eingemiſcht hatten, die ihn eben ſo ſehr und noch mehr aufreizten, als jene Unglücksfälle. Er hatte die Ehre und ſein Herz verloren, aber ſein Zorn ließ ihn nicht zu Gewiſſensqualen kommen.

Er eilte auf den Quai hinaus. Er wollte Mazurka wieder aufſuchen, um ihn zu ermorden, dann Clemence aufſuchen, um ſie zu ſtrafen, und endlich zu ſeiner Mutter gehen, um dieſe zu richten. Und was für ein unerbittlicher Richter wollte er ſein!

Er lief allein in die Nacht hinaus, reizte ſich ſelbſt auf, und ſuchte Nahrung für ſeine Wuth. Wie ſeine Mutter ihn getäuſcht hatte! Wie Clemence ihn betrogen hatte! Und dieſer Mazurka! Gab es einen Namen, um die ſchmähliche Belei-

digung zu bezeichnen, welche ihm derselbe zugefügt hatte? Rache! o, Rache!

Aber das Schweigen der Nacht hat einen mächtigen Einfluß selbst auf wahnsinnig Wüthende. Und überdieß hatte das an Hochmuth kranke Kind von zwanzig Jahren alle Elemente in sich, welche die Güte und Gerechtigkeit der Menschen bewirken. Es war nur die Jugendhitze, welche ihn verwirrte. Wir müssen nachsichtig sein, denn wir haben sämmtlich an dieser Krankheit gelitten, für welche es keine Kuhpocken gibt. Der arme Gabriel fühlte plötzlich während seiner wüthenden Verwünschungen Thränen in seine Augen treten. Und diese ersten Thränen ertränkten seine Wuth. Erschreckt durch den Blick, welchen er in sein Gewissen warf, blieb er stehen. „Meine Mutter! meine Mutter!" das war der Ruf seines wieder erwachten Herzens. Er betete ja seine Mutter an und würde noch gestern mitleidsvoll gelächelt haben, hätte ihm Jemand gesagt, daß er seine Mutter beleidigen und verleugnen würde. Und gerade, weil er seine Mutter so sehr liebte, hatte ihn jener Wahnsinn ergriffen. Er hatte seine Mutter, die er götzendienerisch anbetete, plötzlich als eine Schuldige erschaut und die gegen sie gerichtete Anklage nicht zurückgewiesen. Als ein armes Kind weinte er heiße Thränen. Die Reaction war eine vollständige, es grauste ihn jetzt vor sich selbst. Er wies jetzt die Beweise gegen seine Mutter zurück, welche ihn kaum noch unumstößlich geschienen hatten: er fragte sich, wie er denselben nur eine Minute zu glauben vermocht habe. Seine Mntter war eine Heilige! Das hatte ja Mazurka gesagt Er hätte diesem Mazurka jetzt um den Hals fallen mögen, weil er das gesagt hatte. Und Clemence! Sie hatte geweint. Mein Gott! es

lag der ganzen Sache ein Geheimniß zu Grunde, wie Gabriel nicht mehr zweifelte.

„O! ich Elender! ich Elender!“ rief er ſich zu; „unter Allen bin ich allein, ganz allein, der Ehrloſe und Verbrecher!“

Gewiſſenspein ergriff ihn. Langſam und geſenkten Hauptes ging er weiter. Er gelangte in die Rue du Regard und vor die Thür des weißen Hauſes, aber wagte nicht einzutreten. Seine Mutter war in demſelben, verzweifelte, war krank, vielleicht todt! Er lehnte ſich gegen die Mauer. Seiner Bruſt entwand ſich ein ſchmerzhaftes Schluchzen. Auch er dachte daran, daß der Tod für ihn das Beſte ſei —

. . . . . .

Es war etwa drei Uhr Morgens. Herr Fargeau hatte ſich ruhig niedergelegt, nachdem er Clemence in ihr Zimmer verſchloſſen hatte. Ein einziges Fenſter war, wie gewöhnlich, an der Façade des Hôtels Lointier erleuchtet, das Fenſter des Blinden. Dieſer wachte, während er Albert erwartete, der nicht wiederkehren ſollte. Und doch hatte es Lucien ſo ſehr nöthig, irgend Jemandem ſeinen Kummer und ſeine Hoffnungen mitzutheilen.

In dem Hauſe der Frau von Marans war ebenfalls ein Zimmer erleuchtet. Bertha, Gabriel und Lucienne war in dieſem Zimmer vereinigt. Gabriel knieete und preßte die Hand ſeiner Mutter vor ſeinen Mund. Lucienne lächelte und weinte zu gleicher Zeit. Bertha betrachtete abweſelnd ihre beiden Kinder und dankte Gott. Sie zog Beide an ihr Herz.

„Ich wußte wohl, Mutter,“ ſagte Lucienne, „daß unſer Gabriel Dich liebte!“

„Meine Mutter! o, meine geliebte Mutter!“ rief der junge

Arzt, der jetzt in Folge seiner Liebe und seines Glücks, wie kaum noch in Folge seiner Wuth den Verstand verlor, „hast Du mir verziehen? — Bin ich noch Dein Sohn? — Mein Gott! ich habe wohl daran gethan, daß ich nicht gestorben bin, denn alsdann wäre ich nicht mehr bei Dir, könnte meinen Kopf nicht mehr an Deine Brust legen! Meine Mutter! meine Mutter! sag mir, daß Du mich noch liebst!"

Bertha neigte sich gegen ihn und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„Ich danke Dir, Mutter!" sagte Gabriel; „wenn Du wüßtest — es war ein verzehrendes Feuer, welches in meinem Kopfe und in meinem Herzen brannte! — Ich glaube wohl, daß ich in der Stunde, da ich Dein Vertrauen täuschte, den Fluch auf mich geladen habe, — denn ich glaubte — o, mein Gott! ich glaubte das Unmögliche und Unvernünftige! ich stieß meine Mutter von mir! — Später sagte ich — und mein Herz wird bis zu der letzten Stunde meines Lebens darüber bluten! — ich sagte: Sie ist meine Mutter nicht!"

Bertha schwieg. Ihre Lippen ruheten noch immer auf Gabriels Stirn. Nach einigen Augenblicken richtete sie sich auf. Ihre Stimme war feierlich und traurig, als sie sagte:

„Meine Kinder, Ihr müßt Euere Mutter beurtheilen können. — Ich verlasse Paris in wenigen Stunden. Bevor ich Euch sage: „Folgt mir!" sollt Ihr das Geheimniß Eures Lebens und des meinigen erfahren."

„Wir werden Dir allenthalben hin folgen, Mutter!" versicherte Gabriel.

Lucienne bedeckte die Hand ihrer Mutter mit Küssen. Diese gebot ihren Kindern mit einem Wink Schweigen.

„Ich heiße nicht Frau von Marans,“ fuhr ſie fort; „mein Sohn, der anonyme Brief ſagte die Wahrheit: — Ihr ſeid Baſtarde — und ich ſinge im Dianatheater —“

„Mutter,“ rief Gabriel, „wenn Du mir verziehen haſt, ſo ſag kein Wort weiter! — Das gleicht einer Rechtfertigung. — Fürchteſt Du, daß ich Dich wieder beleidigen und verleugnen möchte?“

Bertha richtete einen langen und leidenſchaftlichen Blick auf ihn.

„Ja,“ ſagte ſie halblaut, „denn dieſes Mal würde es mein Tod ſein.“

Frau von Marans.

Gabriel knieete auf dem Teppich. Lucienne ſaß neben ihrer Mutter. Dieſe ſammelte für einen Augenblick ihre Erinnerungen.

„Ich war vier Jahr jünger, als Du," ſagte ſie und ſtrich über Lucienne's blonde Haare; „und ich hatte keine Mutter.

„Ich war ein armes blindes Kind. Man hat mir geſagt, daß ich an Bord eines Schiffes geboren ſei. Ein Blitz nahm meiner Mutter das Leben und mir das Augenlicht. Derjenige, welcher mich als Kind annahm, war ein Corſar. Er erzog mich, als wäre ich ſeine Tochter geweſen. Das geſchah in einem großen Schloſſe, weit von hier.

„Lucien, ſo heißt Euer Vater, meine Kinder, war mein Führer und Beſchützer ſeit den erſten Tagen unſerer Kindheit. Wir liebten uns, bevor wir noch wußten, was Liebe iſt. Ich hatte grauſame Feinde, weil man dachte, daß der Herr des Schloſſes mich zu ſeiner Erbin einſetzen würde. Eines Tages ſtellte man mir eine Falle; das war damals ſo leicht! Man erweckte in mir den Glauben, daß Lucien eine Andere hei-

rathen wollte, und ich ſeinem Glück im Wege ſtehe. Mein erſter Entſchluß war, zu ſterben. Aber ich war bereits Mutter. Ich mußte um Euretwillen leben bleiben. Ich mußte auch Lucien den Weg frei laſſen, damit er glücklich werden könne. Ich entfloh —"

„Und Du haſt unſern Vater nie wiedergeſehen?" fragte Gabriel.

„Ja — ich habe ihn wiedergeſehen — lange Zeit hernach."

„Er war vielleicht verheirathet?"

„Nein."

„Nein — warum —?"

Bertha legte ihre Hand auf Gabriels Mund, bevor er ſeine Frage hatte vollkommen ausſprechen können.

„Du haſt Deine Mutter verurtheilt, ohne ſie gehört zu haben," ſagte ſie; „willſt Du jetzt auch Deinen Vater richten?"

Gabriel hätte nie geglaubt, daß die ſanfte Stimme der Frau von Marans eine ſo ſtrenge Betonung anzunehmen vermöge. Er ſenkte mit unterwürfiger Miene ſein Haupt. Was Lucienne betraf, ſo hörte ſie mit Ergebung die traurige und doch ihr ſo liebe Geſchichte an. Frau von Marans fuhr fort:

„Euer Vater, meine Kinder, beſitzt das edelſte Herz, welches man auf dieſer Welt antreffen kann. Euer Vater liebt mich, wie ich ihn liebe, das heißt mit einer unvergänglichen Liebe. Vor einer Stunde erſt lag ſeine Hand in der meinigen. Er konnte mich nicht wieder erkennen, und wenn ich nicht zu ihm ſagte: „Ich bin es, Deine Frau — komm und umarme

Deine Kinder!“ ſo unterließ ich das nur, weil unſer Gabriel zwiſchen ihm und mir eine unüberſteigliche Schranke aufgeführt hatte.“

„Ich!“ rief der junge Mann beſtürzt aus.

Frau von Marans hatte dieſe letztern Worte in einem ſchmerzhaften Tone ausgeſprochen, aber dennoch auf liebevolle Weiſe. Sie zog Gabriel an ihr Herz.

„Gott wird vielleicht Mitleid mit uns haben,“ ſagte ſie; „aber heute hatte ich das Glück in meiner Hand, und mußte es zurückweiſen.“

„Aber, im Namen des Himmels, erklären Sie ſich, meine Mutter!“

„Nein,“ entgegnete Bertha, „das iſt mein Geheimniß. — Was ich heute für Dich gethan habe, mein Sohn, wirſt Du nie erfahren!“

Sie ſprach in einem ſolchen Tone, daß Gabriel nicht wagte, länger in ſie zu dringen Aber er war noch immer daſſelbe mißtrauiſche Kind und zum Verdacht, zum Argwohn, zum Richten bereit.

„Und was wurde nach Deiner Flucht aus Dir, Mutter?“ fragte Lucienne mit ſanfter Stimme.

„Ich hatte die wenigen Juwelen mitgenommen, welche ich beſaß,“ antwortete Frau von Marans. „Ich verkaufte dieſelben. Ihr Beide kamt zur Welt. Ich war ſo glücklich und auch ſo unglücklich, als ich Euere erſten Laute hörte, meine armen Kinder!

„Die, welche mein Bett umſtanden, ſagten:

„ „Was wird ſie anfangen? — Blind — ohne Hilfs-

quellen — ſechszehn Jahr alt und zwei Kinder auf den Armen!"

„Ich aber wiederholte in meinem Innern:

„„Was werde ich anfangen?"

„Ich war ganz Frankreich durchwandert, damit Lucien mich wiederfinden und ſein Glück oder ſein Vermögen dem Mitleid opfern könne, welches ich ihm einflößen würde. Ich war allein, ohne einen Freund und blind! Blind! Es begreift Niemand, wie viel das arme Herz einer Mutter zu ertragen vermag, ohne daß es zu ſchlagen aufhört. Es begreift das Niemand! und wir ſelbſt, wenn wir einen Blick auf die Vergangenheit zurückwerfen, wir fragen uns: „Iſt es möglich?" Geſtern war auch bei mir dieſe Frage aufgeſtiegen; was ich aber heute erduldet habe, das hat mir bewieſen, daß Niemand vor Verzweiflung ſtirbt. — Als ich mich von meinem Wochenbette erhob, war das aus meinen Kleinodien gelöſte Geld erſchöpft. Du biſt ſo ſtolz, mein Gabriel, daß Du vor Scham erröthen wirſt, wenn ich Dir ſage, daß ich mich eines Abends, es war in Toulouſe, gezwungen ſah, auf der Straße zu ſingen, um mein Brot zu verdienen."

Das Brot, welches ſie gegeſſen, hatte ihr die Milch geliefert, um das Leben ihres Sohnes und ihrer Tochter zu erhalten! — Gabriel war tief gerührt.

„Ich bin ſtolz," ſagte er, „aber ich erröthe nicht vor Scham; ich werde vielmehr hochmüthig, wenn ich bedenke, was für eine Mutter ich habe!"

Lucienne dankte ihm mit einem Blick und drückte ihre Lippen auf die Hand der Frau von Marans.

„Gott hatte mir eine ſchöne Stimme gegeben," fuhr Bertha fort. „Als ich mit meinem Geſange zu Ende war, trat ein Mann zu mir und ſagte: „Kleine, ich habe eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft; wenn Du mit mir kommen willſt, ſo werde ich meine Frau fortſenden und Du kannſt Deine Bälger in das Findelhaus ſchicken — ſo werden wir Beide frei ſein."

„Ich küßte Euch, meine armen Engel. Es fiel mir ſehr ſchwer, Euch Beide zu tragen, aber die Worte jenes Mannes, die mir die Möglichkeit einer Trennung von Euch zeigten, bewirkten, daß ich Euch noch mehr anbetete. Meinen armen Schatz zu verlieren! meinen Gabriel! meine Lucienne! die Kinder deſſen, den ich noch in der Erinnerung anbetete! Als der Mann ſah, wie ich Euch küßte, fuhr er fort: „Schau! ſchau! ſie hat ſie lieb, ihre Kätzchen! — Na, kleine Mutter, das macht nichts; behalte Deine Schreihälſe und ich behalte meine Frau. — Du kannſt ſingen und ich ernähre Euch Alle!" Ich nahm ſeinen Antrag an.

„O!" rief Gabriel aus.

„Liebe gute Mutter!" ſagte Lucienne, während ihre Augen feucht wurden.

Frau von Marans lächelte.

„Es waren plumpe, gemeine Leute," ſagte ſie, „aber der Mann hielt Wort — er ernährte mich und — ehrte mich, wodurch er ſich vor manchen beſſer gekleideten Directoren auszeichnete, die mich ſpäter engagirten. Ich blieb zwei Jahre bei ſeiner wandernden Geſellſchaft. Zu Ende dieſer Zeit ſang ich auf dem Theater zu Straßburg. Es muß gewaltige Freuden in dem Leben eines Künſtlers geben. Ich lernte dieſe Freuden

nicht kennen. Der Beifall ließ mich gleichgiltig, und es ſchien mir ſogar, als ob die an mich verſchwendeten Bravo's und Blumen Beleidigungen für die Ehre meines Sohnes und meiner Mutter wären. Ich war keine Künſtlerin, ich war Mutter; ich war nur Mutter. Ich ſuchte meinen Ruhm darin, nur mit Euch Beiden, meine geliebten Kinder, mein Glück zu theilen. Aber ich mußte Euch erziehen, und damit begann mein Fehltritt, mein armer Gabriel. Ich verdiente viel Geld. Wenn ich an Euch dachte, und ich dachte ſtets an Euch, ſo ſtiegen tauſend Gedanken in Bezug auf Euere Zukunft in mir auf. Dein Charakter zeigte ſich, Gabriel. Du warſt hochmüthig. Ich fragte mich eines Tages, ob es nicht eine außerordentliche Wohlthat für Dich ſein würde, wenn Du das Gewerbe Deiner Mutter nicht kennen lerneſt. Ich war vollkommen unbekannt mit dem Leben in der Welt! Es ſchien mir, als würde es mir ſehr leicht ſein, Euch und Euere Umgebungen zu täuſchen. Es ſchien mir, als würde ich Euch den Adel verleihen, wenn ich einen adligen Namen annähme. Hinderniſſe erblickte ich dabei nicht. Man verlangte mich in den vornehmſten Städten der Provinz zu hören, man berief mich in das Ausland. Ich dachte mir: Mein Gabriel und meine Lucienne ſollen wie ein Edelmann und ein Edelfräulein erzogen werden. Sie ſollen nie erfahren, daß ihre Mutter die Marter, den Flecken auf ſich genommen hat, vor einem bezahlenden Publicum zu ſingen. Sie ſollen nie erfahren, daß ihre Mutter die Bretter betreten hat! Noch mehr: ſie ſollen auch nie das Unglück ihrer Geburt erfahren. Alle Freuden, die mir Gott verſagt hat, ſollen Gabriel und Lucienne genießen. — Das dachte ich mir! O! ich arme Thörinn! Anfangs unterſtützte mich

der Zufall. Ich gab Euch Beide in Erziehungs-Anſtalten in Bordeaux. Für Euere Lehrer und Lehrerinnen war ich die verwittwete Frau von Marans. Sie glaubten, daß ich Beſitzungen im Auslande habe und deßhalb zu häufigen Reiſen gezwungen ſei. Ihr waret glücklich. Ich hatte nun Muth, um für Euch zu arbeiten. Ich erwarb mir Ruf. Man ſprach in ganz Europa von Bettina, der blinden Sängerin —"

„Das iſt ein berühmter Name!" rief Gabriel; „alſo Du warſt das, Mutter?"

„Ich war es," antwortete Bertha.

Gabriel ſuchte ſeinen beſiegten Hochmuth wieder zu beleben. Lucienne wiegte ſich in ein kindliches Staunen ein. Es war ihr faſt, als hörte ſie einem Feenmärchen zu.

„So oft ich zu Euch zurückkehrte," nahm Bertha den Faden ihrer Erzählung wieder auf, „fand ich Euch größer, liebevoller, zärtlicher, aber auch neugieriger.

„Kann man vorausſehen wohin eine erſte Lüge führt? Ich hatte nur für Euch gelogen. Gott weiß, daß ich nicht einen Augenblick an mich gedacht hatte. Dennoch wurde ich ſtrenge beſtraft.

„Ich mußte mich von jetzt an verbergen, wie eine Verbrecherin, und zwanzig Mal ſtand ich in Bordeaux, wo ſo viele Fremde zuſammentreffen, in Gefahr, erkannt zu werden.

„Es war in Lucienne's Erziehungshauſe, wo ich unſerm Wohlthäter, dem gelehrten Doctor Van Eyde begegnete. Er war dorthin gekommen, um ein blindes junges Mädchen zu behandeln. Er ſah mich und ſagte ſogleich: „Meine Dame, ich werde Ihnen das Geſicht wiedergeben."

„Gott hat mir in meinem Leben e i n e ungemiſchte Freude

gewährt, eine Freude, durch welche martervolle Jahre wieder ausgeglichen werden! Ich ſah Euch, meine geliebten Kinder! Ich ſah meinen Gabriel und meine Lucienne, Beide ſchön, Beide einander ähnlich, Beide mit blonden Haaren, wie dieſe mein armer Lucien haben ſollte. In Euch ſah ich Lucien, Euern Vater, wieder, den Ihr lieben und ehren müßt, hört Ihr wohl? lieben und ehren, denn er liebt mich und liebt Euch!"

Bei der Erinnerung an jenen feſtlichen Tag, an welchem Bertha zum erſten Male ihre Kinder hatte ſehen können, näherten ſich Gabriel und Lucienne ihrer Mutter noch mehr. Alle Drei hielten ſich eng umfaßt. Bei Bertha's letzten Worten richtete ſich Gabriel auf und fragte:

„Er kennt uns alſo?"

Frau von Marans zögerte einen Augenblick und antwortete dann:

„Wenn Du mich nicht heute bis zur Verzweiflung getrieben hätteſt, ſo würde ich vielleicht nie in dieſer Welt Lucien wiedergeſehen haben. — Wenn ich ihm auf andere Weiſe und um eines andern Grundes willen wiedergeſehen hätte, ſo läget Ihr vielleicht in dieſem Augenblick Beide in ſeinen Armen. Ihr vermögt indeß den Sinn dieſer Antwort nicht in ſeinem ganzen Umfange zu verſtehen, und ich bitte Euch daher, mich nicht weiter zu fragen. — Ich fahre fort: Bordeaux iſt groß, aber nur in Paris kann man ein Geheimniß verbergen. Wir begaben uns nach Paris Du, Gabriel, wohnteſt bei dem Doctor Van Eyde, Du, Lucienne, kamſt in eine Erziehungsanſtalt in der Rue du Vaugirard. Ich hatte noch etwas Freiheit und

machte daher einige Reiſen. Die Bettina hatte ihre letzten Triumphe in Neapel, Mailand, Florenz gefeiert; dann verſchwand ſie für immer. Dagegen trat Madame Lovely, die arme unbekannte Künſtlerin, in dem kleinen Dianatheater auf. Der Bettina würde das Opernhaus ſeine Thüren weit geöffnet haben. Aber Gabriel war ein junger Mann geworden, er beſuchte die Oper. Die Bettina hätte Concerte geben und zweihundert Louis an einem Abende verdienen können, während der Lovely einige Franken von ihrem Director zugeworfen wurden: aber Herr Gabriel von Marans beſuchte die Concerte, in denen ausgezeichnete Künſtler auftraten. Hätte ich ein noch demüthigeres Theater finden können, als das Dianatheater, ſo würde ich zu dieſem meine Zuflucht genommen haben. Indeß verſchwanden allmählig meine Erſparniſſe; Gabriel wurde ein Spieler; er hielt mich für eine reiche Frau; und ich ſah, daß wir einem Abgrund entgegen eilten. Muß ich Euch nun noch ſagen, meine Kinder, in welchen Befürchtungen ich ſchwebte, mit welcher Anſtrengung ich gegen das nahende Unglück kämpfte? — Wenn ich Abends nach Hauſe kam, neigte ich mich über das Bett der ſchlafenden Lucienne —"

„— Und ich fühlte eine Thräne auf meiner Stirn," fiel Lucienne ihrer Mutter in die Rede. „O, Mutter! ich errieth nicht Alles — aber ich wußte ſeit langer Zeit, wie ſehr Du duldeteſt!"

„Auch ich fühlte mehr als ein Mal eine Thräne auf meiner Stirn," fuhr Bertha fort, „wenn Gabriel nach Hauſe kam und mich ſchlafend wähnte. — Ach! muß ich

es gestehen? — Seine Abwesenheiten kamen mir gelegen. Hätte er nicht die Nächte im Spielzimmer zugebracht, so hätte er vielleicht meinen Betrug entdeckt!"

Letzte Verbindung.

Was Bertha sonst noch erzählen konnte, weiß der Leser selbst. Sie schilderte ihre Angst vor der Conscription, weil durch diese Viel entdeckt werden mußte; sie sprach die Furcht aus, welche jeder Gedanke an eine Verheirathung Gabriel's bei ihr hatte erwecken müssen, und Lucienne begriff nun, warum ihre Mutter Clemence nicht gern gesehen hatte.

Dann kam das Gespräch auf die Abreise. Paris mußte vor acht Uhr verlassen werden.

Der Eindruck, welchen Bertha's Erzählung auf Lucien hervorgebracht hatte, bestand in einer grenzenlosen Dankbarkeit und zärtlichen, liebevollen Bewunderung. Dasselbe fand sicher bei Gabriel statt. Aber seine Aufregung hatte Zeit gehabt, wieder zu sinken. Und jene Jugendhitze des zwanzigsten Jahres wird auch nicht in einer Nacht abgekühlt. Gabriel dachte an seinen Vater. Er grollte. Wenn er gegen die schnelle Abreise nichts einwandte, so kam das nur daher, weil er es nicht wagte. Er war nur zur Hälfte gebessert. Die Liebe zu seiner Mutter und die Achtung vor derselben waren indeß vollkommen bei ihm zu-

rückgekehrt. Er erkannte ſie als eine Märtyrin, die ſich ſelbſt geopfert hatte. Wie viele Anſtrengungen hatte ſie gemacht! wie viele Leiden erduldet! Aber dieſer verkannte Vater! dieſer Mann mit einem ſo edlen Herzen! dieſer Engel, der ſeine Frau und Kinder verließ! — Denn das waren Gabriel's Gedanken. Und von den funfzehnhunderttauſend Gabriel's, welche auf dem Boden der Republik vegetiren, würden nicht zehn auf eine andere Weiſe gehandelt haben. Man ſagt in einem andern Sinne: „Jugend hat keine Tugend!" und „Jugend muß austoben!" Jugend und Greiſenalter ſind zwei ſchreckliche Krankheiten! Die Jugend, welche noch nicht kann, und das Greiſenalter, das nicht mehr kann! — Lucienne näherte ſich ihm und flüſterte ihm in das Ohr: „Wirſt Du nicht Abſchied von Clemence nehmen?"

Gabriel erbebte. Zum erſten Male in ſeinem Leben erſtaunte er über ſich ſelbſt und warf ſich vor, daß er kein Herz habe. Das war ein großer Fortſchritt. Man iſt faſt allemal geheilt, ſobald man ſeinen Fehler erkennt.

„Meine Mutter," ſagte er, „ich habe ſchon ſeit mehren Tagen eine geheiligte Pflicht vernachläſſigt. — Vor meiner Abreiſe will ich noch ein letztes Mal die Augen unſers Nachbars, des Herrn Raymond Lointier verbinden."

Bertha erbleichte.

„Es iſt wahr," ſagte ſie, „er iſt blind."

Ein Gedanke tauchte in ihrem Geiſte auf. Im erſten Augenblicke hatte ſie ſagen wollen:

„Wenn Du mich lieb haſt, ſo gehe nicht in dieſes Haus."

Sie hatte nämlich an Fargeau gedacht. Allein ſie beſann ſich ſchnell eines Andern und ſagte:

„Gehe, mein Sohn. Gott gebe, daß Du für ihn thueſt, was Van Eyde für mich gethan hat!“

Die Stunden der Nacht waren verfloſſen. Es war bereits heller Tag, als Gabriel aus dem Hauſe ging.

Lucien hatte ſich gar nicht zur Ruhe gelegt. Er erwartete Madame Paoli, welche ihm ſagen ſollte, wo er Lovely zu finden vermöge Aber Paoli wartete ihrerſeits erſt auf die Erlaubniß des Herrn Fargeau, wie wir bereits wiſſen.

„Biſt Du es, Albert?“ fragte er, als ſich die Thür ſeines Zimmers öffnete.

„Nein,“ antwortete Gabriel, „ich bin es, — Ihr Arzt.“

„Sie, mein Kind! zu dieſer frühen Stunde?“

„Ich komme, Sie zu verbinden, und darf hinſichtlich der Stunden nicht wählen, da ich heute Abend nicht mehr in Paris ſein werde.“

„Ach!“ machte Lucien. „Und Clemence?“

Als Gabriel antworten wollte, ließ ſich ein leichtes Geräuſch an der Thür vernehmen. Er wandte ſich um und erblickte Clemence.

„Nun!“ nahm der Blinde wieder das Wort, „Du antworteſt nicht? — Und Clemence?“

Clemence hatte Thränen in den Augen. Gabriel ſank auf ſeine Kniee und faltete die Hände, ohne ein Wort zu ſagen. Clemence trat ein. Sie reichte Gabriel ihre Hand und dieſer drückte dieſelbe an ſeine Lippen.

„Ich bin hier, mein Oheim,“ ſagte Clemence. „Herr von Marans kann Ihnen in meiner Gegenwart nicht antworten.“

„Habt Ihr Euch entzweit?“ fragte Lucien mit betrübter Miene.

Digitized by Google

„Nein," antwortete Clemence; „um ſich zu entzweien, muß man ſich vorher lieben. — Ich liebe Herrn Gabriel nicht."

Ihre Hand blieb an Gabriel's Lippen, der ſie erſtaunt anblickte.

„Was! Du liebſt ihn nicht?" fragte der Blinde.

„Nein, ich liebe ihn nicht."

„Aber Du haſt mir doch zwanzig Mal geſagt —"

„Ich täuſchte mich, mein Oheim."

Sie zog ihre Hand zurück, aber nur, um Gabriel ihre Stirn zu reichen. Er drückte einen leidenſchaftlichen Kuß auf dieſelbe. Sie erwiederte dieſen Kuß. Dabei zitterte ſie und war ſehr bleich.

„Ich verzeihe Ihnen," ſagte ſie leiſe zu ihm.

Gabriel dankte ihr mit einem Blicke. Clemence richtete ſich wieder auf.

„Leben Sie wohl, Herr von Marans," ſagte ſie dann mit lauter Stimme; „ſagen Sie Lucienne, daß ich ſie tauſend Mal mehr liebe, als man eine Schweſter lieben kann. — Wir Beide waren nicht für einander geſchaffen; — ich werde zu Gott beten, daß er ſie glücklich mache."

Sie drückte die Hand des Blinden und ſagte noch:

„Auf Wiederſehen, mein guter Oheim — ich werde wieder zu Ihnen kommen, ſobald Herr von Marans gegangen ſein wird."

Dann entfernte ſie ſich und ließ Gabriel in höchſter Beſtürzung zurück. Ein neues Räthſel.

„Sie iſt gegangen?" fragte Lucien und lächelte unter ſeiner Binde.

„Ja — gegangen!“ ſtammelte Gabriel; „ich werde ſie nicht wieder ſehen!“

„Ueber die jungen Mädchen!“ ſagte der Blinde. „Mein guter Gabriel, wenn Sie wüßten, wie Sie von dem launenhaften Mädchen geliebt werden! — Wir ſprechen alle Tage von Ihnen. — Bleiben Sie — ich nehme es auf mich, Alles wieder ins Geleis zu bringen.“

Gabriel trocknete ſeine Augen.

„Mein Herr,“ ſagte er mit Entſchloſſenheit, denn die wiederholten Schläge hatten ihn mehr gereift, als Jahre zu thun vermocht haben würden; „ich bin für mein ganzes Leben unglücklich — und habe es verdient. — Laſſen Sie uns nur an Sie denken.“

Lucien lächelte noch immer. Er dachte:

„Ein kleiner Streit zwiſchen Liebenden! Strohfeuer!“

Gabriel nahm ſeine Binde ab.

„Sie haben geweint!“ ſagte er.

Die Züge des Blinden nahmen ſofort einen wehmüthigen Ausdruck an.

„Und ich werde wieder weinen, mein Kind,“ ſagte er halblaut.

„Eigenthümlich!“ ſagte Gabriel im Selbſtgeſpräch, denn er war in dieſem Augenblick nur Arzt, „dieſe Thränen haben eine vortheilhafte Einwirkung gehabt. Es iſt mir, als müßten Sie ſchon in dieſem Augenblick eine, wenn auch nur ſchwache, Wahrnehmung des Lichts haben.“

Der Kranke ſtieß einen Schrei aus. Dann hielt er ſeine Hand vor die Augen.

„Es iſt wahr!“ ſagte er; „o! ich ſehe noch nichts — aber

der Schleier, der meine Augen deckt, ſieht röthlich aus, während er ſonſt ſchwarz war."

Gabriel begann die Vorbereitungen zu einem neuen Verbande.

„Dieſes iſt der letzte Verband," ſagte er: „wenn unſere Behandlung bis zu dieſem Grade gediehen iſt, ſo findet entweder binnen acht Tagen vollkommene Heilung ſtatt, oder es iſt keine Hoffnung mehr vorhanden."

„Iſt dieſer ſchimmernde Nebel, den ich — ich mag nicht ſagen: ſehe, — aber doch vor meinen Augen fühle — nicht ein günſtiges Zeichen?"

„Unterſtützen Sie Ihren Kopf," befahl Gabriel, der jetzt die innere Seite der Augenlider mit einer Salbe beſtrich; „es iſt ein günſtiges Zeichen, aber kein untrügliches. — In einigen Tagen wird die Entſcheidung möglich ſein."

„Ich hoffe, daß Sie Ihre Abreiſe wenigſtens bis dahin verſchieben werden."

„Ich kann nicht, mein Herr. — Oeffnen Sie Ihre Augen recht weit. — Ich habe Ihnen bereits geſagt, daß ich in einer Stunde Paris verlaſſen werde."

„Warum? — Kind! warum?"

Gabriel antwortete nicht. Er fuhr ſchweigend fort, den Verband anzulegen, warf aber dabei von Zeit zu Zeit einen Blick nach der Thür, durch welche Clemence gegangen war. Aber Clemence erſchien nicht wieder.

„Und Ihre Schweſter? und Ihre Mutter?" fragte der Blinde weiter.

„Wir reiſen Alle ab, mein Herr."

Der arme Lucien ſeufzte. Seine geheimnißvolle Freude ſollte von ihm ſcheiden.

„Ich kenne nur Sie, Gabriel,“ ſagte er, „allein ich liebte Sie alle Drei.“

Der junge Doctor drückte ihm die Hand. Sie wußten Beide nicht, warum ſie ſo lebhaft aufgeregt waren. Sprach das Blut? O! gewiß! Es bewirkt keine Wunder, aber eine Stimme ſpricht im Innern des Herzens, und das, was man Sympathie nennt, beruht oft auf unbekannten Gründen. Gabriel ſchrieb ſeine Aufregung dem Gedanken an Clemence zu. Der Blinde dachte:

„Lucienne und Gabriel! ich hatte mich daran gewöhnt, ſie in meiner Nähe zu wiſſen.“

Der Verband war angelegt.

„Darf ich Ihnen einen Abſchiedskuß geben, Herr Raymond?“ fragte Gabriel.

Lucien breitete ihm ſeine Arme entgegen. Sie blieben einen Augenblick einander an der Bruſt.

„Hören Sie,“ ſagte Gabriel, der ſich zuerſt der Umarmung wieder entwand, „wenn ich auch hier bliebe, würde ich doch nichts mehr für Sie thun können, denn meine letzte Verordnung muß unſtreitig die ſein, Paris zu verlaſſen, um die Luft Ihres Vaterlandes wieder einzuathmen.“

„Die Luft des Vaterlandes!“ wiederholte der Blinde mit Verlegenheit und Widerſtreben; „iſt denn die ſo heilſam?“

„Sie werden von heftigen Fiebern ergriffen werden.“ antwortete Gabriel; „Sie bedürfen daher aller Ihrer Kräfte, und die Luft des Vaterlandes iſt ein ſehr kräftigendes Mittel. In

acht Tagen nehmen Sie an einem heitern Morgen und im Schatten hoher Bäume Ihre Binde ab — und, wenn Gott will, werden Sie nicht mehr blind sein."

„O!" rief Lucien, von begeisterungsvoller Hoffnung ergriffen.

Er erinnerte sich an Bertha und dachte:

„Wenn ich mein Augenlicht wiederbekomme, werde ich sie bestimmt wiederfinden. — Ich werde nach Paris zurückkehren und sie suchen!"

Er wurde durch den Eintritt eines Bedienten unterbrochen, welcher einen Brief brachte.

„Leben Sie wohl, mein Herr!" sagte Gabriel.

„Warten Sie!" rief Lucien; „ich weiß nicht, wo mein Secretair ist — erweisen Sie mir den Gefallen, diesen Brief zu öffnen."

Gabriel zerriß den Umschlag und las mit lauter Stimme:

„„Herrn Raymond Lointier.

„„Mit Bedauern muß ich Ihnen mittheilen, daß Herr B..., Ihr Notar, entflohen ist und ein Deficit von drei Millionen hinterlassen hat.

„„Genehmigen Sie ꝛc."

„Das ist traurig," sagte Lucien.

„Sie hatten bei dem Notar Gelder stehen?"

„Mein ganzes Vermögen, mein Freund."

Seine Züge hatten sich nicht verändert. Gabriel ging.

Langsam schritt er durch die Corridore des Hôtels. Bei jedem Schritte blieb er stehen, um zu lauschen. Stets hoffte er leise Tritte hinter sich zu hören und das weiße Gewand zu erblicken, welches er so oft von seinem Fenster aus belauscht und

nie vergebens erwartet hatte. Aber die Corridore blieben verödet. Da waren weder leichte Schritte zu vernehmen, noch ein weißes Gewand zu ſehen. Gabriel ſah nach ſeiner Uhr. Es war halb Acht. Er verließ wehmüthig das Hôtel, ohne Clemence wiedergeſehen zu haben. Als er zu ſeiner Mutter zurückkehrte, waren alle Vorbereitungen zur Abreiſe beendet. Man wartete nur noch auf ihn. Eine Poſtkutſche hielt angeſpannt in der Rue du Regard. Frau von Marans hatte die erſten Stunden des Tages dazu verwandt, ihre Verbindlichkeiten gegen Grièche zu erfüllen und den Vertrag mit ihrem Director zu heben.

„Nun wollen wollen wir abfahren!“ ſagte ſie zu Gabriel.

Gabriel fragte nicht einmal:

„Wohin reiſen wir?“

Er ergriff die Hand ſeiner Mutter und ging mit ihr nach der Thür. In dieſem Augenblick ſchaute er zum letzten Male durch das Fenſter des Salons nach dem Hôtel Lointier. Clemence ſtand an ihrem Fenſter. Das weiße Tuch, welches ſie in der Hand hielt, bewegte ſich. Gabriel faßte neue Hoffnung.

Lucienne war die Letzte in dem weißen Hauſe. Als ihre Mutter und Gabriel daſſelbe bereits verlaſſen hatten, zog ſie einen Brief aus ihrem Buſen und legte ihn auf den Tiſch in dem Salon.

„Ich weiß ganz gewiß, daß er kommen wird!“ ſagte ſie.

Auf dem Briefe ſtand:

„An den Capitain Mazurka.“

„Lucienne!“ rief Frau von Marans.

Lucienne eilte beſtürzt und verlegen ihrer Mutter nach.

Die Poſtkutſche fuhr im Galopp ab.

Herr Baptiſte in der Klemme.

Kehren wir zu Mazurka zurück, der noch in derſelben Nacht den famoſen Schatz auffinden wollte. Mazurka nannte dem Kutſcher, welcher ihn mit Clemence Lointier nach der Rue du Regard gefahren hatte, ſeine Wohnung auf dem Vendôme-Platze. In ſeinem Salon im Hôtel Briſtol fand er Yaume, welcher platt auf ſeinem Bauche auf der Erde lag. Yaume rührte ſich nicht von der Stelle.

„Alle Achtung vor Ihnen, Herr Philippe, 's iſt nur ein Biſſel Bauchkneipen," ſagte er; „das kommt von dem Lagerbier, das ich getrunken habe, weil es ein gutes Mittel gegen die Cholera iſt."

„Ich will Dich kuriren," antwortete Mazurka; „auf und vorwärts!"

Yaume ſprang mit der abgemeſſenen Schnelligkeit eines Soldaten im Dienſte auf die Beine.

„Das kann ſein," ſagte er, „obgleich ich die Kolik in ziemlich ausgebildetem Grade habe."

„Weißt Du die Wohnung des Herrn Baptiſte?"

„Des Schieläugigen?"

„Ja."

„Der bei dem Nachweiſungs-Bureau angeſtellt iſt?"

Mazurka ſtampfte mit dem Fuße.

„Werden Sie nur nicht böſe," ſagte Yaume; „ich muthmaße, daß ſelbiger ſchon bereits zu Bette ſein muß —"

„Ich frage Dich, ob Du ſeine Wohnung weißt?"

Yaume nahm eine ernſte Miene an.

„Was das betrifft, ſo vernehmen Sie," antwortete er. „Sintemalen es mir ſehr darum zu thun war, eine Nachweiſung und gewiſſe beſtimmte Beſtimmtheit über einen gewiſſen beſtimmten Punkt zu erlangen, ſo habe ich einen Brief an ihn abgefertigt —"

„So führe mich zu ihm," unterbrach ihn Mazurka.

„Das kann geſchehen!" ſagte Yaume, ohne ſeinen Ideengang unterbrechen zu laſſen; „der Schurke hat mir nicht einmal geantwortet, was doch ſchon bereits eine Pflicht der Höflichkeit geweſen wäre"

Mazurka öffnete die Thür und ſcheb ihn hinaus.

Herr Baptiſte Bubart wohnte neben dem Pont Marie, nicht fern von jenem kleinen Kaffeehauſe in der Rue des Nonaindières, wo Romblon die drei Philoſophen recrutirte, denen Mazurka's Ermordung aufgetragen wurde: jene drei erſten Philoſophen, die von Gros-Caillou. Die andern drei Philoſophen, die vom Boulevard du Temple, würden ſich nicht ſo ſchäbig benommen haben.

Mazurka pochte gewaltig an eine Hausthür, doch dauerte es lange, ehe ſich dieſelbe öffnete.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte eine Stimme von der dunkeln Treppe her.

„Zu Herrn Baptiſte —“

„Den kenne ich nicht.“

Es war Herr Baptiſte Bubart ſelbſt, der dieſe unverſchämte Antwort gab. Mazurka erkannte indeß ſeine Stimme ſehr wohl.

„Ich komme von Ballon,“ ſagte er mit leiſerer Stimme.

„Ach! — wir wollen ſehen! — Rombl on!“

„Raiſon!“ antwortete Mazurka.

„Sind Sie allein?“

„Nein, ich habe noch einen Kameraden,“ entgegnete Mazurka. „Ei, verdammt auch! da Sie vierzigtauſend Franken verlangen —“

„Kommen Sie herauf!“ ſagte Herr Baptiſte.

Mazurka ſpielte auf den Brief an, welchen ihm der brave Auvergnate Nachmittags vor dem Hauſe der Frau von Beaujoyeur übergeben hatte.

Baptiſte Bubart führte ſeine Gäſte, die ihm taſtend folgten, in ſein Domicil. Er ſtrich ein Reibhölzchen an der Sohle ſeines Pantoffels an und ſetzte dann ein Licht in Brand. Sein Blick fiel zunächſt auf Yaume. Als er aber auch Mazurka erblickte, ward er von einem heftigen Schrecken ergriffen.

„Ach!“ ſagte er, „ich bin in eine Falle gerathen! — Das hätte ich nicht gedacht!“

Mazurka ſetzte ſich auf den Tiſch.

„Fürchten Sie ſich nicht, mein Braver,“ ſagte er.

„Ach! gehen Sie mir!“ ſagte der Mann mit der blauen Brille; „ich habe ſchon andere Leute geſehen, lieber Herr, und

mich nicht gefürchtet. Aber ich bin in eine Falle gerathen — und das iſt dumm. — Aber, wer zum Teufel hätte das auch gedacht? — Man hatte mir geſagt, daß alle Geſchäfte mit Ihnen abgemacht wären."

„Dort unten, hinter der Cadettenſchule?"

„Keineswegs! Das iſt eine alte, alte Geſchichte. — Ein Meſſerſtich in den Rücken an der Ecke der Rue de la Tour —"

„In der Nähe des Dianatheaters?" rief Mazurka erſtaunt aus.

„Sie werden einem Andern das Geſchenk gemacht haben," ſagte Baptiſte kalt; „das iſt eine unangenehme Sache, nämlich für jenen Andern! — Was wollen Sie?"

„Das, was Sie Romblon in Ihrem Briefe anbieten."

„Sie haben ihn geleſen? — Iſt mir auch ganz recht! — Haben Sie die vierzigtauſend Franken?"

„Nein."

„Nun, ſo holen Sie das Geld."

Mazurka gab ein Zeichen. Yaume, der ſich bisher beſcheiden an der Thür des Zimmers gehalten hatte, trat in die Mitte deſſelben vor und ſtreifte ſeine Aermel auf.

„Donnerwetter!" fluchte Baptiſte, „ich habe es ja geſagt: Ich bin in eine Falle gerathen; aber Sie werden dabei nichts gewinnen — Sie können mich ſchlagen, ſchinden, morden, wenn Sie wollen — ich bin dabei. Das iſt einmal die ſchlechte Seite meines Handwerks!"

Es lag in der That etwas Epiſches in der Haltung des Schuftes Bubart. Yaume hielt ſich bereit.

„Ueberlegen Sie!" ſagte Mazurka zu Bubart.

„Es iſt Alles überlegt."

„Sie kennen mich nicht!"

„Allerdings! ich weiß wohl, daß Sie ohne Mitleid sind, wenn Sie ohne Mitleid sein wollen. Aber diese vierzigtausend Franken sind der beste Posten in meinem Habet — und meine Haut ist nicht so viel werth. Lieber lasse ich daher meine Haut."

„Auf! Yaume," sagte Mazurka, „Du kennst Deine Pflicht."

„Ja, Herr Philippe!"

„Pack an, mein Junge, pack an!"

Yaume schüttelte seine Ohren, wie ein Bulldogg und stürzte sich auf den unglücklichen Bubart. Es war das ein wunderbarer Kampf. Habt ihr, meine Leser, schon einmal den heroischen und stillen Muth des gestellten Fuchses bewundert? Dieses in schlechtem Rufe stehende Thier ist der Bubart unter den Vierfüßlern. Man tödtet es in seiner Unbußfertigkeit. — Bubart verschmähete eine unnütze Vertheidigung und suchte sich nur den ersten Püffen durch die Flucht zu entziehen; dann ließ er Alles geschehen. Er sagte kein Wort mehr. Yaume sprach dagegen mit großer Heftigkeit.

„Ja, ich will Dich packen," sagte er, „und pauken, wie es nur sein muß, Du Schielender aller Schielenden! Wart! (Ein ziemlich fester Tritt in die Seite) — Wart! (Drei Ohrfeigen.) — Wart!" (Ein Faustschlag auf die Nase.)

„Das hilft zu Nichts," sagte Mazurka; „entkleide ihn, ohne ihn zu schlagen."

Yaume stellte sich, als hörte er diesen Befehl nicht.

„Wie es scheint, hast Du meinem Herrn Philippe recht großen Aerger zugefügt," fuhr er fort, indem er die kunstvollsten

Variationen in ſeinen Fauſtſchlägen anbrachte; „und dann haſt Du Dir auch nicht einmal die Mühe genommen, meinen Brief zu beantworten. — Etwa, weil ich Bedienter bin? — Wart! (Ein Fauſtſchlag auf das Auge.) — Wenn ich bei Andern im Dienſte ſtehe, ſo verdiene ich darum ſchon um ſo mehr Berückſichtigung; und wenn ich ohne Vermögen und ohne Bildung bin, ſo iſt das meiner Eltern Schuld. — Wart! (Eine vollſtändige Abprügelung.) Wart! Man würde Dir Deine Nachweiſungen ſchon bezahlt haben, ſchäbiger Bube! — Es war einmal mein Streben, genaue Belehrung zu erhalten! — Wart!“

Mazurka mußte Holla! rufen, denn Jaume wurde immer lebhafter bei ſeiner Arbeit und prügelte um ſo wackerer, je lauter ſeine Stimme wurde Als ſein Herr ihm Einhalt that, zeigte er ſich aufrichtig erſtaunt.

„Verdammt!“ rief er; „iſt denn das anſtändig, mir auf meinen frankirten Brief nicht zu antworten? Wart!“

Er nahm Bubart beim Kragen und legte ihn auf den Rücken. Dann kehrte er mit wunderbarer Schnelligkeit, ohne ihn weiter zu ſchlagen, alle ſeine Taſchen um. Es iſt wahr, Bubart hatte viele Taſchen, aber nimmer würde man doch zu glauben vermocht haben, daß die Taſchen eines Mannes ſo erſtaunlich geräumig ſein könnten, um eine Maſſe zu enthalten, welche die Maſſe des Menſchen ſelbſt um das Dreifache überſtiege. Dieſes Problem hatte Baptiſte Bubart, Vicepräſident des **Melon enragé** in Pantin, mit ſeinen Taſchen gelöſt. Ein Berg von Papieren erhob ſich in der Mitte des Zimmers. Lauter Nachweiſungen! genaue und von dem Hauſe Iſidore, Baptiſte und Compagnie garantirte Nachweiſungen. Ein ganzer

Berg! Briefe, Zettel, Stempelpapiere, Hefte, Broſchüren, Auszüge aus den Regiſtern der Gefangenhäuſer, Diplome, Päſſe, Geburtsſcheine. Ein Berg! Mazurka betrachtete dieſe Papiere ziemlich verlegen. Unter dieſer Unmenge von Papieren ſollte er die Nachweiſung ſeines Loches ſuchen. Der Brief, welchen Bubart in dem Roſenbeete des Luxembourg auf Ballon geſchrieben hatte, bewies, daß beſagter Bubart die Sparbüchſe wiſſe. Aber durch nichts wurde bewieſen, daß unter ſeinen Papieren jene Sparbüchſe nachgewieſen werde. Nur die Gewohnheit der Nachweiſungs-Händler, welche ſämmtlich ihr Gedächtniß in der Taſche haben, ließ das Vorhandenſein einer ſchriftlichen Bemerkung vermuthen.

Mazurka ſtand alſo vor dem Berge von Papieren Er wagte nicht, ihn zu berühren, ſo ſehr ſchien ihm die Aufgabe, das Alles durchzuſehen, über ſeine Kräfte zu gehen. Ueberdieß hatte er dazu keine Zeit Zum Glück brachte Yaume jetzt aus der letzten Taſche eine Brieftaſche hervor, welche ſehr ſchmutzig und faſt eben ſo dick war, wie die des Papa Romblon. Mazurka bemächtigte ſich derſelben ſogleich und öffnete ſie. Sie war angefüllt mit Hieroglyphen, welche nur von dem Hauſe Iſidore, Baptiſte und Comp. verſtanden werden konnten. Auf der letzten Seite las Mazurka die geheimnißvollen Zeilen:

„Man laſſe den C. de M. rechts und die B. de G. links — die dritte Gaſſe nach den Mauerſteinen.“

Das war es offenbar, was Mazurka ſuchte.

Er überſetzte C. de M. durch Champ de Mars (Marsfeld) und B. de G. durch Barrière von Grenelle.

Er hatte allerdings eine genauere Nachweiſung erwartet, allein er mußte ſchon mit dieſer zufrieden ſein.

„Laß ihn los!“ ſagte er zu Yaume.

Yaume gehorchte. Mazurka warf die Brieftaſche hin, wiſchte ſeine Finger ab und ging. Mazurka zeigte dem noch immer am Boden liegenden Bubart nochmals die Fauſt.

„Wenn ich Dich wiederſehe,“ ſagte er, „ſo werde ich Dich nochmals ſorgfältig bearbeiten, damit Du in der Folge höflicher gegen mich biſt, Herr Schielauge!“

Während er zur Thür hinausging, um ſeinem Herrn zu folgen, brummte er noch zwiſchen den Zähnen:

„Da habe ich alſo dennoch und deſſenungeachtet nicht erfahren und zur Kenntniß bekommen, was eigentlich ein Socialiſt iſt. — Na! 's iſt mir auch recht.“

Bubart erhob ſich und war froh, daß er ſo guten Kaufs davon gekommen war. Er brachte den Reſt der Nacht damit zu, ſeine Papiere zu ordnen und wieder in die verſchiedenen Taſchen zu vertheilen. Und der Berg verſchwand in dieſen gewaltigen Taſchen.

. . . . . .

Als Mazurka das Haus verließ, in welchem der Mann mit der blauen Brille wohnte, ſchlug es von Saint-Louis en Ile drei Uhr Morgens.

Mazurka entließ Yaume und ließ ſich nach Gros-Caillou fahren. Hinter dem Marsfelde ſtieg er ab. Es könnte in der That ſcheinen, als wären die Nachweiſungen des Herrn Baptiſte ungenügend geweſen, denn um halb fünf Uhr durchſuchte Mazurka noch immer die traurigen Straßen in der Nachbarſchaft der Barrière von Grenelle. Er fand das Haus des Ge-

ſpenſtes nicht wieder. Die einzelnen Viertel von Paris ſind im Allgemeinen homogen, das heißt: die einzelnen Straßen eines jeden Viertels haben eine Familienähnlichkeit unter einander. Mazurka fühlte ganz undeutlich, daß er auf dem rechten Wege ſei. Wenn auch ſeine Erinnerungen dunkel und unſicher waren, ſo kamen ihm dennoch dieſe ſchwermüthigen, öden Straßen wie alte Bekannte vor. Allein eine Straße glich der andern. Ueberall iſolirte Häuſer, lange Bauſtellen, Niederlagen von Mauerſteinen. Hier und da einer jener magern Obelisken der Induſtrie: ein Fabriken-Schornſtein. Der Himmel lichtete ſich nach Morgen und Oſten; der übrige Horizont blieb ſchwarz. Mazurka wanderte aus einer Straße in die andere, aber je länger er ſuchte, deſto verworrener wurden ſeine Erinnerungen. Er blieb ſtehen, er eilte weiter, er ging den Weg wieder zurück, welchen er gekommen war. Nur noch der Zufall konnte ihn leiten. Er dachte:

„Ich werde die Sparbüchſe finden! Donnerwetter! ich muß ſie finden.“

Aber ſolche Ermunterungen rufen ſich alle großen und kleinen Kinder zu, um ihren ſchwankenden Muth zu unterſtützen. Mazurka blieb mitten in einer Straße ſtehen, welche ihm die getreueſte Copie von zwanzig andern Straßen ſchien, die er bereits durchſucht hatte. Er trocknete den Schweiß von ſeiner Stirn. Während er nach den beiden Enden der Straße ſchaute, ſah er an dem weſtlichen Ende eine Gruppe von Bäumen, deren Silhouetten ſich ſchwach von dem noch dunkeln Himmel abhoben. Eine undeutliche Erinnerung wurde in ihm wach. Dieſe Bäume glichen rieſigen Helmen, über denen gleich rieſige Federſtutze wogten. In dem Augenblick, als Mazurka mit äußerſter An-

ſtrengung ſeine Erinnerungen zurückrief, hellte ſich plötzlich der Hintergrund, von welchem ſich jene Bäume abhoben. Drei rieſige Fackeln hoben zu gleicher Zeit ihre Flammenhäupter. Mazurka ſtieß einen Freudenſchrei aus. Er ſuchte nicht länger.

Dem letzten Ueberlebenden.

Mazurka erkannte die drei phantaſtiſchen Fackeln, welche bei ſeinem Kampfe mit den drei Philoſophen geleuchtet hatten. Er ſchritt weiter. Nach etwa funfzig Schritten fand er das vermoderte Staket, das kleine unbebaute Grundſtück und die Fallthür. Allein nicht durch dieſen Eingang wollte Mazurka in den Keller dringen. Da jedoch das Haus des Schnapphahn Honoré nach dieſer Seite keine Thür hatte, ſo ging Mazurka um daſſelbe herum und gelangte vor einen Thorweg, welcher nach einer Straße führte, die mit der erſtern parallel lief. Dieſer Thorweg war auf die ſolideſte Weiſe verſchloſſen. Mazurka pochte. Man antwortete ihm nicht. Und doch glaubte er im Innern des Hofes das Fahren eines Wagens zu vernehmen. Da es noch nicht Tag war, ſo dachte Mazurka:

„Ich werde warten.“

Er ging auf der Straße hin und her. Um jedoch die Geſchichte dieſer Nacht zu vervollſtändigen, müſſen wir hier einen Umſtand einſchalten, der allerdings ſehr bedeutungslos ſcheinen könnte, aber ſehr traurige Folgen hatte. Es handelte ſich um

Digitized by Google

den kleinen guten Greis von hundert und vier Jahren, Herrn Honoré, alias das Gespenst genannt. Dieser alte Vitriate hatte in der heutigen Nacht kein Auge geschlossen. Seit sich der Spieler des Todes gegen vier Uhr Nachmittags am vergangenen Tage entfernt hatte, war ein Teufelslärm in seinem Hause gewesen. Hätte er Nachbarn gehabt (allein er hatte keine), so würden diese zwölf Stunden lang das Einsacken von Gold und Silber gehört haben. Ueberdieß hatten von vier Uhr bis Mitternacht jene großen Kerle, die er seine „kleinen Jungen" nannte und welche den Spielern des Todes bei ihren Fiakerfahrten als Leiter dienten, Paris nach allen Richtungen durchlaufen, um harte Thaler gegen Bankbillets zu verwechseln. Sie verfuhren mit Schlauheit, indem sie in jedem Bankhause nur zehn oder höchstens funfzehntausend Franken aufnahmen. Aber alle Wechsler in Paris kamen an die Reihe, und die „kleinen Jungen" brachten mehr als eine Million fünfhunderttausend Franken in Billets oder Banknoten. Der übrige Inhalt des Kellers bestand aus Gold

Etwa eine Stunde vor Mazurka's Ankunft hatte sich nun die Thorfahrt geöffnet, und die „kleinen Jungen" des Schnapphahns waren, Jeder mit einem Briefe in der Hand, aus dem geöffneten Thore getreten. Das gute kleine Gespenst war vielleicht in der Kunst Briefe zu schreiben nicht so stark, wie Herr Fargeau, allein es war dennoch nicht ohne seine Verdienste. Die Briefe waren an die Herren von Beaujoyeur, Desbois, Peignon, André, Lointier, Bonin, Romblon und die Frau Marquise von Beaujoyeur gerichtet. Sie enthielten im Wesentlichen eine Angabe des Hauses, in welchem der Schnapphahn wohnte; eine Beschreibung des Weges, welchen man einschlagen

mußte, um in den Keller zu gelangen, und die Bitte, die größte Verſchwiegenheit zu beobachten. Uebrigens keine Unterſchrift. In der Lage, in welcher ſich Guérineul, Morin, Houël, Maudreuil, die Eheleute Beaujoyeur und ſelbſt Romblon-Ballon befanden, mußte die Wirkung jener Briefe eine unfehlbare ſein. Man darf nämlich nicht vergeſſen, daß ſie Alle ſchon ſeit Jahren die Sparbüchſe ſuchten. Man darf außerdem nicht vergeſſen, daß am folgenden Tage um die Mitternachtszeit die zwanzigjährige Friſt ablief.

Mazurka trat indeß ungeduldig das Pflaſter. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Thür, aber die Thür blieb verſchloſſen. Hatte dieſer Mazurka einen Plan? Allerdings. Einen kindiſchen, unſchuldigen Plan, wie ihn nur ein Elementarſchüler entwerfen kann; einen Plan, welcher des Mannes würdig war, der den Borer Swift beſiegt, ſechs Araber im Galopp füſilirt und einen öſterreichiſchen Major ausgeſtopft hatte. Sein Plan war nämlich folgender:

Er wollte in das Haus eindringen, ob in Gutem oder mit Gewalt, das war ihm gleich; dann wollte er zu dem Schnapphahn gehen, ihn wie ein Bündel unter den Arm nehmen und in den Keller tragen; hier wollte er ſeine Taſchen mit Gold füllen, noch einen Sack mit Geld auf die Schulter nehmen, ſich dem guten Manne beſtens und höflich empfehlen und nach der Rue du Regard zurückkehren.

Wenn man einen ſolchen Plan im Kopfe hat, darf man ſich wohl mit ſolchen rein irdiſchen Dingen abgeben, welche von Leuten, die einen zarten Geſchmack haben, verſchmäht und zurückgewieſen werden. Mazurka hatte in der That, ſeit er den Keller verlaſſen, noch nichts genoſſen. Sein Magen murrte, und

Digitized by Google

wir müſſen dabei erwägen, daß Mazurka's Magen eine ganz gewaltige Stimme führte! Und überdieß war eine ſo frühe Stunde wenig paſſend, um einem alten Herrn einen Beſuch abzuſtatten. Man darf die Leute um fünf Uhr Morgens noch nicht überlaufen. Ohne Zweifel wurde die Thür erſt ſpäter geöffnet.

Während Mazurka das Alles überlegte und erwägte, war er um die Ecke der Straße gebogen und der Barrière entgegengegangen, um eine Reſtauration zu ſuchen. Es iſt wahr, daß wir eine Unſchicklichkeit begehen, wenn wir unſern Helden in einem ſo feierlichen Augenblick in eine Reſtauration gehen laſſen, um eine Portion Beefſteak zu eſſen. Aber was können wir dazu, daß er mit einem Male eine gewaltige Sehnſucht nach Beefſteak bekommen hatte?

Er frühſtückte alſo reichlich und gut. Das war ſo ſeine Sache. In dem Augenblick, als er die zweite Flaſche Bordeaux entſtöpfelte, ließ ſich eine Exploſion vernehmen. Mazurka achtete darauf nicht beſonders, putzte ſein Beefſteak ab und ging dann.

Es mochte etwa ſechs Uhr ſein. Als er vor das Haus des Geſpenſtes kam, ſtand der Thorweg weit offen.

„Schau," dachte Mazurka, „nun können wir unſere Geſchäfte kurz abmachen."

Er trat in das Haus. In dieſem Augenblick kamen zwei Männer an ihm vorüber. Beide waren leichenblaß. Mazurka ſah ſie auf die Straße eilen und dann entfliehen, als hätte der Teufel ihnen auf der Ferſe geſeſſen. Er hatte den Herrn Fargeau und den Vetter und Freund zu erkennen geglaubt. Der

Hof war leer. Die Hausflur ebenfalls. Mazurka trat in den Salon. Niemand war in demſelben.

Alle Thüren waren weit geöffnet. Mazurka kannte den Weg nicht, welcher nach der Sparbüchſe führte. Er rief, weil er dachte, daß der erſte beſte Bediente, welcher ſich zeigen würde, ihm als Führer dienen ſollte. Aber in dem Hauſe des Schnapphahns gab es ſo wenig Dienerſchaft, wie Herrſchaft. Niemand war zu ſehen! Mazurka ging auf gut Glück weiter. Er ſchritt den Corridor entlang, ſchaute in jedes Zimmer und rief überall. Es war eine wunderliche Wohnung. Die meiſten Zimmer waren ohne Meubles und Mazurka's Fußtapfen drückten ſich in dem hohen Staube ab, welcher den Fußboden deckte. In dem ſchönſten Zimmer, in welchem der Hausherr gewohnt zu haben ſchien, ſtanden ein Ruhebett, ein Tiſch und ein Stuhl. Dieſer Luxus beſchämte die Armuth der benachbarten Zimmer. Dennoch fand ſich ein Gemach, welches reicher ausgeſtattet war, als das Schlafzimmer des Geſpenſtes mit ſeinem Ruhebette, ſeinem Tiſche und Stuhle: das war der Salon, in welchem wir die Spieler des Todes verſammelt ſahen. Mazurka konnte ſich einer Ueberraſchung nicht erwehren, als er das ſonderbare Zimmer mit den vermauerten Fenſtern ſah, welches nur ſchwach durch eine von der Decke hängende Ampel erleuchtet wurde. In einem Augenblick, als die ſchon erlöſchende Ampel aufflackerte, las er an dem Fries den Wahlſpruch der Tontine:

Dem letzten Ueberlebenden!

„Sollten ſie endlich ausgeſpielt haben? ſollten ſie endlich ſämmtlich todt ſein?“

Er ſchulterte ſich und fuhr fort:

„Dazu ſind ſie zu feige!“

Ueber dieſes Zimmer hinaus war nur noch ein ſchmaler Gang zu erblicken, welcher nach einer ſteinernen Treppe führte; Mazurka zweifelte nicht, daß es die Treppe ſei, welche in den Keller hinabführte. Er ſtieg entſchloſſen die Stufen hinunter. Dennoch blieb er ſtehen, nachdem er funfzehn oder zwanzig Stufen hinter ſich hatte. Die friſche Luft, welche an ſein Angeſicht traf, konnte ihm nicht den mindeſten Zweifel laſſen; er befand ſich auf dem richtigen Wege. Allein er hatte dieſes Mal keine Schachtel mit Streichkerzchen bei ſich und wußte aus Erfahrung, daß man in dem Keller keine Hand vor Augen ſehe. Er fragte ſich, ob er nicht die Ampel aus dem Verſammlungszimmer holen ſollte. Während er noch zögerte, beugte er ſich, um einen Blick nach unten zu werfen. Da gewahrte er unter ſeinen Füßen einen fernen und ſchwachen Schimmer. Sein Entſchluß war bald gefaßt. Er ſtieg weiter hinab, aber von jetzt an geräuſchlos, denn der Gedanke war ihm in den Sinn gekommen, daß die Spieler des Todes in dem Keller verſammelt ſein könnten. Dieſer Annahme gemäß, mußte er ſeine Vorſichtsmaßregeln ergreifen. Mazurka war unbewaffnet. Stufen folgten auf Stufen und die Treppe wollte nicht enden. Der Lichtſchein wurde etwas deutlicher, aber kein Geräuſch drang an ſeine Ohren. Endlich fühlten Mazurka's Füße den Boden des Kellers. Zu gleicher Zeit wehete ihn eine feuchte Luft an. Dieſe Luft ſchien mit Rauch geſchwängert. Mazurka erkannte den Pulvergeruch. Die Luft des Kellers hatte gleichſam den Parfum eines Schlachtfeldes. Es roch nach Salpeter und Blut. Der Schein, welcher aus dem Keller zu ihm drang,

zeigte ihm die famoſe eiſerne Thür. Sie ſtand offen, wie alle andern Thüren.

„Eingetreten!“ rief ſich Mazurka zu.

Blut und Pulver! vor dieſen beiden Dingen war er nie zurückgewichen! Der Schein rührte von einem Lichte her, welches neben der Treppe niedergefallen war und deſſen Docht faſt am Boden brannte. Die durch des Kellers feuchte Luft bekämpfte Flamme erleuchtete kaum die erſten Pfeiler, war dem Erlöſchen nahe und ließ den ganzen übrigen Keller im Dunkel Was befand ſich in dieſem Dunkel? Mazurka reckte ſeinen Kopf vor. Man ſah durchaus nichts, als hier und da das Glitzern des an den Steinen ausgeſchlagenen Salpeters. Auf dem Boden fand Mazurka das ſchimmernde Gold nicht wieder, welches ihn Tags zuvor in Staunen verſetzt hatte. Der Pulverdampf wurde dagegen jetzt, da Mazurka weiter vorgeſchritten war, erſtickend. Was den Blutgeruch betraf, ſo beſtand derſelbe vielleicht nur in der Einbildung.

Aus der dunkeln und ſchweren Nacht ging ein Stöhnen hervor. Mazurka hob das Licht auf und ſchritt kühn vor. Er erwartete zwei oder drei Kugeln in dem Augenblick in ſeinem Kopf zu bekommen, als das Licht ſeinen vollen Schein auf ihn warf. Aber nichts regte ſich in dem Keller. Mazurka drang weiter vor. Als er um den Pfeiler geſchritten und an die Stelle gelangt war, wo er am geſtrigen Morgen auf einem Haufen Gold erwachte, bot ſich ſeinen Blicken ein ſchreckliches Schauſpiel dar. Sechs ſchrecklich verſtümmelte Leichname lagen auf dem Boden. Sie lagen blutig und beſchmutzt um das Skelett herum, welches ſich

noch immer in seiner bizarren Haltung befand und neugierig mit seinen hohlen Augen das große Blutbad zu betrachten schien.

Mazurka entsann sich der Explosion, welche er während seines Frühstücks gehört hatte. An der Stelle des Goldhaufens und der Tausendfrankensäcke, welche sich während der verflossenen zwanzig Jahre angesammelt hatte, erblickte man jetzt die Reste einer Geldkiste, aus welcher von Pulverdampf geschwärzte Pistolenläufe hervorragten. Offenbar hatte das kleine Gespenst eine Art von Höllenmaschine hergerichtet, um sich mit einem Male alle Spieler des Todes vom Halse zu schaffen.

Zum Theil war ihm das gelungen. Fünf Männer und eine Frau lagen in ihrem Blute da: Romblon-Ballon, Houël, Morin, Menand jun., Guérineul, der noch einige Lebenszeichen gab, und Olivette, die selbst im Tode noch schön war. Sie hatten alle schreckliche Wunden. Ohne Zweifel hatte die Höllenmaschine in dem Augenblick ihre Wirkung gethan, in welchem sie die Geldkiste zu öffnen versuchten. Mit Ausnahme von Olivette, die nur eine Kugel in die Brust erhalten hatte, waren alle übrigen Leichen furchtbar verstümmelt. In Folge eines jener spottvollen Scherze des Zufalls war das Skelett, welches dicht neben der Maschine kauerte, vollkommen unversehrt geblieben. Keine Kugel hatte sich an seine Knochen verirrt. Mazurka war von einem Schauder ergriffen. Da sich Guérineul noch regte, so wollte ihm Mazurka zu Hilfe eilen. Allein der Unglückliche wand sich in seinen letzten Zuckungen und hauchte seinen Geist aus. Als er niedersank, wurde ein Pfosten mit einer Tafel sichtbar, gegen welche er gelehnt hatte, und Ma-

zurka konnte den letzten Spott des Hundertjährigen lesen, der mit großen rothen Lettern auf einen schwarzen Grund geschrieben war:

„Dem letzten Ueberlebenden!“

Lucienne's Brief.

Fargeau und Madreuil waren der Kataſtrophe entgangen, weil ſie einen Augenblick zu ſpät gekommen waren. Das gute kleine Geſpenſt hatte auf bewundernswürdige Weiſe Maßregeln ergriffen, damit Niemand verſchont bliebe, aber auch die weiſeſten Berechnungen werden bisweilen durch den Zufall vereitelt. Von acht Miterben hatte er nur ſechs getödtet; das war das erlangte Reſultat.

Seit langer Zeit hatte der kleine Alte bereits den Gedanken genährt, mit ſeinen lieben Freunden Abrechnung zu halten, aber bis zu dem letzten Augenblick hatte er die Hoffnung gehegt, daß ſie ſich unter einander aufreiben würden. Noch Tags zuvor war er halb und halb in dieſer Täuſchung befangen geweſen. Als er aber ſah, wie alle Spieler des Todes die letzte Sitzung aufhoben, ohne Hand an einander zu legen, und ſich bei vollkommenſtem Wohlbefinden entfernten, da dachte er:

„Wir müſſen ſelber das Süpplein einbröckeln!"

Der Anblick des neugierigen Bettlers, welcher von dem benachbarten Grundſtücke aus die Abfahrt der Erben zu beobach-

Digitized by Google

ten ſchien, beſchleunigte den Entſchuß des guten kleinen Geſpenſtes. Durch einen Dritten ſollten die Erben Jean's von der See nicht etwa den Weg nach der köſtlichen Sparbüchſe erfahren. Dieſe Aufgabe hatte ſich der alte Honoré ſelber vorbehalten. Anſtatt des Berges von Thalern, welche in Bankbillets umgewechſelt und in Sicherheit gebracht waren, ließ er eine Geldkiſte von anlockendem Aeußern, eine ganz liebenswürdig ausſehende Geldkiſte in dem Gewölbe aufſtellen. Wir wiſſen ſchon, was dieſelbe in ihrem Innern enthielt. Nachdem die Kiſte aufgeſtellt war, ließ der alte Honoré eine Poſtkutſche beſtellen, und beſorgte ſeine letzte Correſpondenz. Es war das ein einfaches Circulare an die Spieler des Todes und an Romblon-Ballen, deſſen geheime Polizei ihm oft läſtig geweſen war. Er wußte recht gut, daß alle Mitglieder der Tontine auf mehr oder minder geſchickte Weiſe dahin arbeiteten, um Hand an den Schatz legen zu können. Folglich war er der Wirkung ſeines Circulare's gewiß, denn daſſelbe ſagte ganz einfach:

„Herr . . . wird benachrichtigt, daß Herr Honoré heute entfliehen und die Fonds der Tontine mit ſich nehmen wird.“ (Folgte die Angabe der Wohnung und des Weges nach dem Keller.)

Nach der Berechnung des guten kleinen Geſpenſtes mußte jeder Miterbe glauben, daß der Brief von einem andern Mitgliede der Tontine herrührte, das alle Betheiligten zur Vertheidigung des gemeinſamen Schatzes aufrief. Und ſo kam es auch. Niemand fehlte. Die ſechs erſten trafen auf dem Hofe zuſammen, als der Schnapphahn bereits ſeit einer Stunde abgefahren war. Es wurde ein ſtillſchweigender Waffenſtillſtand abgeſchloſ-

ſen, und man begab ſich in aller Eile nach dem Keller. Vor der Geldkiſte athmeten Alle wieder auf. Der alte Spitzbube hatte keine Zeit gehabt, ſeinen Plan auszuführen. Man beſchloß einſtimmig, vor Fargeau's und Maudreuils Ankunft zu theilen. Damit hatte man allemal viel gewonnen. Romblon-Ballon hatte zwar durchaus keine Anrechte, aber er hoffte dennoch den fetteſten Biſſen zu haſchen.

Man ſchritt zu der Oeffnung der Geldkiſte, an welcher das Geſpenſt den Schlüſſel ſtecken gelaſſen hatte. Ein ſchreckliche Exploſion fand ſtatt, und unſere ſechs Vitriaten wurden füſilirt. Der Schnapphahn hatte hinreichend Pulver und Kugeln eingeladen, um ein ganzes Regiment zu vernichten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nicht ein Fünffrankenſtück in dem Keller geblieben war. Mazurka ſtieg langſam die Stufen wieder hinan.

„Bleiben Drei!“ ſagte er vor ſich hin, als er wieder an das Tageslicht getreten war, „Fargeau, Maudreuil und das Geſpenſt.“

Einige Stunden ſpäter begab ſich die Polizei in das Haus des Schnapphahns, denn das iſt allemal das Ende vom Liede. Die Polizei nahm ein feierliches Protokoll über das Verbrechen oder Unglück auf, welches ſie nicht zu verhindern vermocht hatte. Was das Federvieh dachte, als es das Skelett und die ſechs Leichen ſah, das laſſen wir unerörtert. Vielleicht dachte es übrigens gar nichts. Von den ſechs Todten hatten fünf Papiere bei ſich, welche zu ihrer Erkennung dienen konnten. Frau Oliva von Beaujoyeur, Desbois, Monſigny, Romblon-Ballon und Houel hatten die Ehre, in die Todtenregiſter eingetragen zu werden. Der ſechſte Leichnam hatte indeß keine andern Pa-

piere bei ſich, als eine handſchriftliche Copie der Pariſienne, eines angeblichen Nationalgeſanges, und ein Fragment der neueſten franzöſiſchen Conſtitution. Dagegen enthielten ſeine Taſchen viele rohe Zwiebeln und einige gute Schalotten. O armer Freund! liebes unſchuldiges Herz! Menand! Du ſtiller Notar! etwas diebiſch, ein wenig zu Fälſchungen geneigt, aber doch ſo einfach, ſo ſanft, ſo ohne Galle! O guter Menand! o Menand junior! Artiſchocke, dann Knauſt! großer Politiker! ernſthafter Geiſt! einzige Stütze einer hilfloſen Elſter! O ſchöne Natur, die Du unveränderlich, wie der reine Diamant, durch eine verderbte Menſchheit ſchritteſt! Du warſt ein ſo großer Freund der Wachskabinette, der Kunſtuhren und der Militairmuſik. Du folgteſt den Trommelſchlägern, wenn ſie den Zapfenſtreich ſchlugen. Und wenn Du die Spritzenleute vorüber ziehen ſaheſt — o, wie laut ſchlug dann Dein Herz in der Hoffnung, daß es irgendwo brenne! Wie kindlich freuteſt Du Dich über die Kanone des Palais-Royal! Wie aufmerkſam betrachteteſt Du die Sonnenfinſterniſſe in einem Eimer mit Waſſer! Wie gewandt konnteſt Du Deine alten Regenſchirme gegen neue Regenſchirme austauſchen! Kurz, o Menand jun., Du warſt ein herziges Kerlchen! Wenn Dein Hinſcheiden während unſerer gegenwärtigen politiſchen Stürme unbeachtet geblieben iſt, ſo wird dagegen die Nachwelt Dir volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Bis dahin, leb wohl! edler Freund, leb wohl, Menand! Knauſt! leb wohl!

Mazurka verließ demnach den Keller ſo arm, wie er in denſelben hinabgeſtiegen war. Dieſe letzte Hilfsquelle, welche er für eine ſichere gehalten hatte, verſiegte in dem Augenblick, als bereits die größten Hinderniſſe beſiegt waren. Mazurka hatte

das Geld nicht, deſſen Bertha bedurfte, und konnte es nicht anſchaffen. Was war zu thun? Wenn nur irgend ein anderer Verſuch noch hätte angeſtellt werden können! Aber er wußte nichts mehr zu erdenken. Mazurka dachte:

„Ich werde mich zu ihr begeben. Meine Hände ſind allerdings leer, allein ich kann ſie wenigſtens beſchützen.“

Und er wanderte weiter. Es hatte bereits acht Uhr geſchlagen, als er in die Rue du Regard kam. Herr Fargeau hatte aber zu Bertha geſagt: „Um acht Uhr müſſen Sie Paris verlaſſen haben!“

Es war Niemand mehr in dem weißen Hauſe. Es war Beſtimmung geweſen, daß an dieſem Tage viele Wohnungen leer werden ſollten. Eine Stunde ſpäter ſollte auch das Hôtel Lointier alle ſeine Bewohner verlieren.

Mazurka ging durch die Zimmer der Frau von Marans, wie er durch die Zimmer des Schnapphahns gegangen war. Niemand war zu finden, der ihm hätte ſagen können, daß die Familie abgereiſt ſei. Er wartete. Gegen halb neun Uhr ſtieg ein Zweifel in ihm auf. Er war noch nie in dieſem Hauſe geweſen Warum ließ man ihn ſo allein? Warum erſchien nicht wenigſtens ein dienender Geiſt, um ſich nach den Gründen ſeiner Anweſenheit zu erkundigen? Er ſchaute durch ein Fenſter des Salons, welches nach der Straße führte. Vor der Thür des Hôtel Lointier wurden Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen. Er kehrte an das Fenſter zurück, welches nach dem Garten führte, aber der Garten war verödet und ſtill. Mazurka wurde unruhig, ohne zu wiſſen, warum? Wo waren Bertha und Lucienne? Wo war Gabriel? denn er dachte ſelbſt an Gabriel.

Digitized by Google

Und Clemence, das hübſche junge Mädchen, wohin hatte man es gebracht?

In dieſem Augenblick ſchaute er zum erſten Male auf den Tiſch, welcher in der Mitte des Salons ſtand. Ein verſiegelter Brief lag auf dem Teppich. Mazurka näherte ſich mechaniſch. Mit äußerſtem Staunen erkannte er, daß das Briefchen an ihn gerichtet war, denn die Aufſchrift lautete:

„An den Capitain Mazurka."

Er riß ſogleich der Umſchlag ab und ſah zunächſt nach der Unterſchrift:

„Lucienne."

Lucienne! Mazurka war genöthigt, ſeine Hand auf die Bruſt zu legen, denn es war ihm, als müßte dieſe durch ſein Herz geſprengt werden. Lucienne! ach! ſeine Nichte Lucienne! — Lucienne ſchrieb an ihn:

„Clemence hat mir geſagt, was Sie für meine Mutter im Dianatheater gethan haben. Ich weiß nicht, warum Sie uns ſo ſehr lieben, aber ich weiß, daß Sie uns lieben. Wir ſind des Schutzes ſehr bedürftig, und ich habe nur zu Ihnen Vertrauen. Den Beweis dieſes meines Vertrauens liefert Ihnen dieſes Briefchen, welches ich im Augenblick unſerer Abreiſe für Sie zurücklaſſe. Ich weiß, daß Sie kommen werden, aber Sie werden zu ſpät kommen. Ich weiß nicht, wohin wir reiſen. Sobald ich es aber erfahren habe, werden Sie es ebenfalls erfahren.

„Lucienne."

Nun war keine blaue Blume mehr nöthig. O! über die Eva'stochter! „Ich weiß nicht, warum Sie uns ſo ſehr lieben!" Sie hatte nicht gedacht, daß ſie ſo wahr ſprechen würde,

denn ſie glaubte die von Mazurka allein Geliebte zu ſein. — Mazurka lächelte vor Freude; dann wurde er bleich.

„Die liebt mich!“ ſagte er halblaut; „und doch iſt ſie die Tochter meiner Schweſter! Und ich! fuhr er fort, indem er den Brief zornig zerknitterte, „ich bete ſie an; das iſt augenſcheinlich! — Der Teufel mengt ſich ſtets in meine Angelegenheiten! — Ich bin zum erſten Male in meinem Leben verliebt — und zwar aufrichtig verliebt — und da muß es gerade meine Nichte ſein, die ich liebe!“

In dieſem Augenblick ließ ſich ein ſtarkes Geräuſch an der nach der Straße führenden Thür vernehmen. Mazurka hörte nahende Schritte und eine aufgeregte Stimme, welche rief:

„Bertha! Bertha!“

Er ſteckte Lucienne's Brief bei. Ein Mann, deſſen Geſicht faſt völlig hinter der Binde verſchwand, welche ſeine Stirn und Augen deckte, trat mit ausgereckten Armen ein, indem er, wie ein Blinder, taſtete. Die ſchöne Paoli, die Mailänderin, folgte ihm. Schon bei den erſten Schritten verwickelte ſich der Blinde mit ſeinen Füßen in dem Teppich. Er ſtrauchelte. Mazurka fing ihn in ſeinen Armen auf.

„Er wollte kommen —“ ſagte Madame Paoli.

Mazurka wies ihr die Thür. Madame Paoli erkannte ihn und entfloh.

„Wer ſind Sie?“ fragte der Blinde. „Biſt Du es, Gabriel, mein geliebter Sohn? — Wo iſt Deine Mutter? — Wo iſt meine Tochter? — meine Lucienne?“

„Bertha, Gabriel und Lucienne ſind abgereiſt,“ antwortete Mazurka.

„Ach!“ machte der Blinde, „abgereiſt! — Er hatte es mir

geſagt. — Aber Sie — ich fühle Ihr Herz ſchlagen — kennen Sie mich?“

„Ja, Herr Lucien, ich kenne Sie.“

„Lucien! — Sie haben mich Lucien genannt! Haben Sie Mitleid mit mir; ich kann nicht ſehen, wer Sie ſind —“

„Ich bin Tiennet Blône.“ antwortete Mazurka.

. . . . . .

Was zwiſchen Tiennet Blône und Lucien Créhu von la Saulays vorging, mag der Leſer errathen. Sie ſaßen lange in dem Salon der Frau von Marans neben einander. Eben ſo wenig haben wir zu ſagen nöthig, daß Luciens Ankunft die Folge der ſelbſtſüchtigen Mittheilungen der Dame Paoli war. Tiennet erfuhr zu gleicher Zeit, daß Lucien reich geweſen ſei und ſein Vermögen verloren habe. Lucien hatte die Abſicht, die letzte Verordnung des Doctor Gabriel, ſeines Sohnes, zu befolgen und ſich in ſeine Heimath zu begeben. Herr Fargeau war mit augenſcheinlicher Freude in dieſen Plun eingegangen Die Abreiſe ſollte noch an demſelben Morgen ſtattfinden. Ein Bedienter des Hauſes Lointier erſchien, um Lucien abzuholen. Tiennet und er erhoben ſich.

„So lange in ihrer Nähe gelebt zu haben!“ ſagte Lucien: „allein von jetzt an habe ich Deine Augen, Bruder Tiennet; Du wirſt für mich ſehen, und wir werden ſie wiederfinden.“

„Wir werden ſie wiederfinden,“ wiederholte Tiennet, indem er nach dem Briefe von Lucienne faßte, welchen er auf ſeinem Herzen trug; „gehe nach der Bretagne und ſorge für ſchnelle Geneſung, damit Dein erſter Blick Deiner Frau und Deinen Kindern geweiht ſein könne.“

„Meine Frau! meine Kinder! O! wenn Gott mir dieſes Glück ſchenkte!“

Sie hielten ſich für einen Augenblick umarmt.

Dann ſchob ihn Tiennet ſanft von ſich und ſagte:

„So reiſe denn ab. — Ich weiß, wo ich Dich finden werde. — Sobald Du meine Stimme wieder hören wirſt, ſo danke Gott, denn Dein Glück wird alsdann bei Dir ſein!“

Herr Fargeau zieht in den Krieg.

Ihr Alle, Männer vom Degen oder von der Feder, welche ihr der prachtvollen, aber unfruchtbaren Stadt Paris Leben verleihet, ihr Alle die ihr nicht Söhne der Hauptstadt, sondern nur deren glorreiche Gäste seid, — als das erste Fieber euer Herz aufregte, als die erste Thätigkeit in euerm Geiste sich offenbarte, da sahet ihr Alle den engen Horizont der Provinz als eine hemmende und gehässige Barrière an. Es kam euch vor, als wäret ihr Gefangene. Und jenseit der Mauern des Gefängnisses, in welchem ihr geboren wurdet, ahntet ihr die freie Luft, das unverschleierte Licht, den unbegrenzten Horizont. Paris, die große Tummelstätte der Starken! Paris, wo man allein handeln oder denken kann! Paris, die einzige Bühne in dieser Welt! Und ihr verließt die Provinz, diese arme Mutter, welche nie den Ruhm ihrer Söhne sieht; diese etwas unwissende und zu unschuldige Mutter, welche nie selbst das Talent ihrer Kinder erräth. Sie ist sicherlich eine gute Mutter, lacht aber jedesmal anfangs über den Aufflug ihrer Kinder, schultert sich und spottet. Dafür stellt sie später Sammlungen an, um

jenem verſpotteten Kinde ein Standbild errichten zu können. Eine treffliche Mutter, die, um nur ein Beiſpiel anzuführen, Chateaubriand während ſeines Lebens das Bürgerrecht verweigert und ihm nach dem Tode einen Altar errichtet! Ihr nahmet Euern Aufflug, ihr Alle, denen Gott Flügel verlieh. Ihr kamet nach Paris, um zu verſuchen, zu kämpfen, zu ſiegen: dieſer mit dem Degen, jener mit dem Worte oder mit der Feder. Aber wenn ihr geſiegt habt, dann ergreift euch die Ermattung, die große Wehmuth des Triumphes. Nicht mehr der Glanz und der Lärm zieht euch an, ſondern die Stille, das Halblicht, der beſcheidene und begrenzte Horizont. Ihr kehret des Weges zurück, den ihr gekommen ſeid, findet ihn aber ſehr verändert! Ihr kehret zurück, ſucht die Ruhe und ſprecht mit dem greiſen Chaulieu: „Schöne Bäume, die ihr meine Wiege beſchattetet, bald werdet ihr auch mein Grab beſchatten.“

Das Grab muß da ſein, wo die Wiege ſtand. Das Leben im Strudel der Welt; die Geburt und der Tod in zurückgezogener Einſamkeit Die Bücher ſind wie die Menſchen. Auch wir ſind nach zwanzigjähriger Abweſenheit in das große Schloß Ceuil, die Wiege unſers Drama's zurückgekehrt. Dieſe zwanzig Jahre hatten nichts an den alten Mauern des Herrenhauſes verändert, welche ſich noch immer finſter und traurig zwiſchen den alten Eichen des Waldes erhoben. Aber das Innere hatte die gewöhnlichen Folgen der Verödung erlitten. Der früher von dem Schloßherrn bewohnte Theil des Gebäudes war allmählich verfallen. Die Feuchtigkeit hatte die Tapeten verſtocken laſſen, ſo daß ſie in Fetzen herabhingen. Was früher nur ein ernſtes Anſehen gehabt hatte, erſchien jetzt traurig. Nur die

Küche hatte ſich nicht verändert. Die alte Renotte ſchlummerte freilich auf dem Friedhofe, die lebhafte und hübſche Olivette war nicht mehr da, und der ſchöne Burſche Tiennet Blöne, der Sohn des Müllers Touſſaint lächelte nicht mehr im Schlafe, indem er ſich an das große zweiſchläfrige Himmelbett lehnte; — aber Mathurin Houin war noch immer auf den Beinen, wenn er auch ſo alt wie Herodes, war; Pierre Mèchet flocht Peitſchen, wie vordem; Yvon flocht Strohhüte; und auch die Andern ſaßen ſämmtlich um den großen Herd, auf welchem der Keſſel mit der Buchweizengrütze ſtand: Fancin, Pelon, Mérieul und Louiſie aus dem Backhauſe.

Und — meiner Seel'! — da iſt noch Einer! Yaume, der Hirt, Yaume in ſelbſteigner Perſon, in der Tracht eines Heiducken und mit der feinen, gezierten Sprache, welche er in der Fremde erlernt hat! Da kann Mazurka auch nicht mehr fern ſein. Hätte doch Yaume nur ein Zeichen geben wollen, — und Scolaſtique, Marielle, Yvonne, Noton, Goton und Catiche würden ſich um ihn geprügelt und gerauft haben. Aber ihm fiel es gar nicht mehr ein, ſolch ein geringes Mädchen zu heirathen. Das hatte er ſelbſt offen erklärt. Er hatte geſagt:

„Ich muß jetzund und alleweil ein gebildetes Stadtmädel freien, das Capitalien oder liegende Gründe beſitzt, denn ich bin in der Fremde verwöhnt. Und wenn ich ſolch eine nicht finde, laß ich jetzund und alleweil das Freien lieber ganz!"

. . . . . .

Es waren drei Tage ſeit dem zuletzt von uns erzählten Auftritte verfloſſen. In dem Zimmer, in welchem Jean von der See geſtorben war, ſaßen Fargeau, Lucien und Clemence. Eine Erklärung hatte ſtattgefunden. Herr Fargeau pfiff, wäh-

rend er in das große Feuer ſchaute, das man der Jahreszeit ungeachtet angezündet hatte, denn die verfallenen Wände ſchwitzten Kälte und Feuchtigkeit aus. Ein ſolches Pfeifen lag durchaus nicht in der Gewohnheit des Herrn Fargeau. Clemence blickte ihn mit Beſorgniß an. Lucien ſchien zu warten.

„So haben Sie alſo nichts mehr, armer Mann?“ ſagte Herr Fargeau in einem ſchnellen und kalten Tone, wie er ihn ſonſt nie ſeinem vorgeblichen Bruder gegenüber angenommen hatte.

„Nein,“ antwortete der Blinde, „ich habe nichts mehr.“

„Teufel! Teufel!“ fuhr Herr Fargeau fort und hängte die große Feuerzange, mit der er bisher geſpielt hatte, an den gewaltigen kupfernen Haken, der neben dem Kamine in der Wand befeſtigt und für ſie beſtimmt war; „daß iſt eine ſchlimme Sache für Sie!“

Er erhob ſich und ſchritt in dem Zimmer auf und ab.

„Eine ſehr ſchlimme Sache!“ wiederholte er; „eine äußerſt ſchlimme Sache! — Ueberdieß habe ich ſchon viel nachgedacht — wie Sie wiſſen, denke ich ſtets nur an Andere, nie an mich — alſo: ich habe ſchon nachgedacht, wie ich für Sie ſorgen kann. Sie können nicht in dieſer Gegend bleiben, wegen der Geſchichte — wegen der verteufelten Geſchichte —“

„Sie haben nicht nöthig, mich deutlicher an dieſelbe zu erinnern, mein Herr!“ unterbrach ihn Lucien.

„Mein Herr?“ rief Fargeau aus; „warum dieſer Ton, mein armer Freund? — Aber Sie wiſſen wohl, daß ich nie in Zorn gerathe — am wenigſten gegen Unglückliche. — Ich wollte ganz einfach über die Besnardſche Sache mit Ihnen ſprechen.“

Lucien bekämpfte ſeine Entrüſtung. Das Blut war ihm in

das Antlitz gestiegen. Clemence wußte nichts von der erwähnten „Besnardschen Sache", aber sie erkannte, daß Lucien Schmerzen empfinde, und Herr Fargeau flößte ihr ein wahrhaftes Grausen ein. Er hatte funfzehn Jahre lang das Brot des Blinden gegessen! Herr Fargeau fort, sich ruhig in dem Zimmer zu ergehen.

„Wäre diese verdammte Geschichte nicht, so würde ich Ihnen Kost und Wohnung im Schlosse angeboten haben, mein lieber Raymond," nahm er wiederum das Wort. „Aber Sie begreifen, daß ich, indem ich auf die Besitzungen unsers Oheims zurückkehrte, auch wiederum der Herr Fargeau Créhu habe werden müssen. In jedem Augenblick ist es möglich, daß Sie von Einem unserer Dienstleute erkannt werden, und ich selbst würde dann in große Verlegenheit kommen, obgleich so viele Jahre seit jener unglücklichen Geschichte verflossen sind."

„Ich werde morgen früh abreisen, mein Herr," sagte Lucien, dessen Zorn sich in Verachtung umwandelte.

„O!" sagte Fargeau, „übereilen Sie sich nicht — Sie haben Zeit. Ob Sie morgen früh oder erst morgen Abend abreisen, darauf kommt wenig an."

„Das ist ein ehrloses Benehmen!" rief Clemence aus, die sich nicht länger zu beherrschen vermochte.

Fargeau trat vor sie.

„Sie sagen —?" fragte er.

„Ich sage, daß Sie wie ein Ehrloser handeln!" wiederholte das junge Mädchen, ohne die Augen niederzuschlagen; „verstehen Sie mich nun? Ehrloser Mensch!"

Fargeau wandte sich von ihr ab und lachte.

„Ei der Tauſend!“ rief er aus; „ei der Tauſend! — Das heiße ich ſprechen!“

Er rieb ſich die Hände. Clemence war zu Lucien geeilt, hatte ſich vor ihm auf die Kniee geworfen und bedeckte ſeine Hände mit Küſſen.

„Mein Oheim! mein guter Oheim!“ ſagte ſie; „ich werde Sie nicht allein reiſen laſſen. — Wohin Sie gehen, werde ich Ihnen folgen!“

Lucien ſchob ſie ſanft zurück.

„Armes Kind!“ ſagte er leiſe, indem er ihre Küſſe erwiderte; „Du biſt ſeine Tochter!“

Clemence erhob ſich und ergriff Fargeau beim Arme. Fargeau hatte bisher ſeine Promenade in dem Zimmer fortgeſetzt, aber Clemence faßte ihn mit einer ſolchen Heftigkeit und Kraft an, daß er ſchnell ſtehen blieb, als wäre er von der Hand eines ſtarken Mannes feſtgehalten. Clemence blickte ihn feſt an.

„Iſt das wahr, meine Herr?“ fragte ſie.

Fargeau verſuchte noch, höhniſch zu lachen.

„Antworten Sie!“ ſagte Clemence; „bin ich Ihre Tochter?“

„Nein,“ antwortete Fargeau.

Clemence ließ ſeinen Arm wieder los. Sie faltete ihre Hände und richtete ihren Blick gen Himmel. In ihren Zügen lag der Ausdruck einer endloſen Freude und ihre Stimme verrieth ein leidenſchaftliches Dankgefühl, als ſie ſagte:

„O, mein Gott! ich danke Dir!“

Fargeau war ſicherlich ein herzloſer Schuft, aber dennoch beſaß er ein Fleckchen, wo ihn die Verachtung noch ſchmerzhaft treffen konnte, denn er erbleichte und ſeine Lippen zitterten. Dieſer innige Dank gegen Gott, dieſe thränenfeuchten Augen,

dieſe unbändige Freude, weil er ihr Vater nicht war! Die Züge des Blinden drückten dagegen nur Staunen aus.

„Habe ich recht gehört?“ fragte er. „Es war mir, als hätte er Nein geſagt.“

„Sie haben recht gehört, mein Oheim!“ rief Clemence aus und warf ſich an ſeinen Hals; „ich bin ſeine Tochter nicht! — ich bin ſeine Tochter nicht! — Er mag mich aus irgend einem Findelhauſe zu ſich genommen haben, — ich mag ein Kind des Zufalles, — vielleicht ein Kind des Verbrechens ſein! — aber wenigſtens bin ich doch die Tochter dieſes Mannes nicht!“

Fargeau trat ihr einen Schritt entgegen. Sie kreuzte mit entſchloſſenem Blick ihre Arme über der Bruſt. Fargeau trat ihr nicht näher. Er ſchulterte ſich und lächelte wieder höhniſch.

„Narr, der ich bin!“ murmelte er; „ich habe auch wohl Zeit, um zu zürnen! — Mein guter Freund,“ fuhr er dann zu Lucien gewandt fort, „das liebe Kind hat einen trefflichen Einfall gehabt. — Sie werden mit einander abreiſen — und glauben Sie mir, daß meine innige und aufrichtige Freundſchaft Ihnen allenthalben hin folgen wird.“

Dann nahm er ein Licht von dem Kamine.

„Für den Fall,“ ſetzte er noch hinzu, „daß wir uns morgen vor Ihrer Abreiſe nicht wieder ſehen ſollten, wünſche ich Ihnen ſchon jetzt eine glückliche Reiſe!“

Lucien und Clemence blieben dieſer kalten Unverſchämtheit gegenüber ſtumm Fargeau begab ſich nach ſeinem Schlafzimmer.

„Na,“ dachte er, „das iſt eine hübſche Geſchichte, die ich ganz umſonſt habe, obſchon ich gern zwei oder dreihundert Louis dafür gegeben haben würde. Glückliche Reiſe, meine Lieben, glückliche Reiſe! Es ſcheint faſt, als hätte ich jetzt Glück!“

Er kleidete ſich aus und machte ſeine Nacht-Toilette. Bevor er ſich aber niederlegte, zog er noch eine große Weckuhr auf und legte ſie auf einen Tiſch neben ſeinem Bette.

„Man ſagt, daß Napoleon in der Nacht vor der Schlacht bei Auſterlitz ſehr gut geſchlafen habe," ſagte er noch, als er ſeine Augen bereits geſchloſſen hatte; „und morgen wird mein Auſterlitz ſein! — Vor fünf Uhr Morgens muß ich auf dem Schlachtfelde ſein. — Nun wollen wir ſehen, ob ich ſchlafen kann!"

Er ſchlief ſehr gut, weil „ein gutes Gewiſſen das beſte Ruhekiſſen." Um fünf Uhr machte die große Weckuhr ein entſetzliches Geklingel. Herr Fargeau ſprang aus ſeinem Bette. Man iſt nicht beſonders tapfer in dem Augenblick, in welchem der Körper noch von dem Schlafe betäubt iſt. Als ſich Herr Fargeau die Augen ausgerieben hatte, ſchauderte er vom Kopfe bis zu den Füßen. Wir müſſen geſtehen, daß dieſer galante Mann nie etwas anders war, als ein Haſenherz, aber heute Morgen hatte er Grund zum Zittern. Er kleidete ſich in aller Eile an, ſteckte in ſeine Taſchen ein Paar Piſtolen, deren Zündhütchen er erſt nochmals unterſuchte, und bewaffnete ſich außerdem mit einem Grabſpaten. Dann verließ er auf einer Nebentreppe das Schloß, ſo daß Niemand etwas von ſeiner frühen Expedition gewahr wurde.

Es war ein kalter Morgen. Von der Erde erhob ſich einer jener lichten Nebel, welche einen ſchönen Tag verkünden. Herr Fargeau ſchlug den Weg nach der Meſtivière ein.

Es war bereits heller Tag, als er in den Wald von Ceuil trat. Je mehr er der Höhe nahete, deſto langſamer ging er. Er wandte die größte Vorſicht an, um kein Geräuſch zu machen.

Als er in die Nähe der beiden großen Felsen gelangte, welche gewissermaßen ein natürliches Thor für die Mestivière bildeten, blieb er stehen, um zu horchen. Aber er vernahm kein anderes Geräusch, als die Stimme des Windes, welcher mit dem Laub der Bäume spielte, und das sanfte Rauschen der Vesvre, welche am Fuße des Abhanges floß. Herr Fargeau schlüpfte in das Dickicht. Er warf seinen Grabspaten auf seine Schulter und nahm eine Pistole in die Hand.

Der Schatz.

Um dieſelbe Stunde, als Herr Fargeau bis an die Zähne bewaffnet das Schloß Ceuil verließ, öffnete ſich geräuſchlos die Thür einer kleinen Meierei zwiſchen der Meſtivière und dem Teiche von Bréhain. Der Vetter und Freund trat noch ſchlaftrunken aus dieſer Thür, ſah ſich vorſichtig um und trug ebenfalls einen ſchönen neuen Grabſpaten auf der Schulter. Auch er hatte ein Paar Piſtolen in der Taſche.

Den Pfad, welcher von der Vesvre nach der Höhe der Meſtivière führte, keuchte und quälte ſich ein kleiner Greis hinan. Der Pfad war ſteil, der kleine Greis nahm allen Muth zuſammen, aber ſeine Aufgabe überſtieg offenbar ſeine Kräfte. Auch er trug einen Grabſpaten auf ſeiner knochigen und ſpitzen Schulter. Zwiſchen ſeiner ledernen bretoniſchen Jacke und ſeinem Hemde führte er Piſtolen. Wer an dem kleinen Greiſe vorübergegangen wäre, würde gewiß ſtehen geblieben ſein und ihm nachgeſchaut haben, um ſein wunderliches Ausſehen zu betrachten: ein Antlitz, welches mit gelblich grauem Pergament überzogen war, wurde von den trocknen Zotten eines langen weißen Bartes

eingerahmt; ſeine Naſe war vorſpringend, hakig und ſchmal, wie ein Raſirmeſſer; die abgeſtorbenen Augen verſchwanden zwiſchen einem Labyrinth von Runzeln. Er ſchien im buchſtäblichen Sinne unter dem Gewicht des Grabſpatens zu erliegen. Während er den ſteilen Pfad hinanklimmte, brachten die Gelenke ſeiner Beine ein trockenes Knacken hervor, als hätte man Knochen leiſe in einem Sacke geſchüttelt. Angelangt auf der Spitze des Berges, athmete er erleichtert auf. Er legte ſeinen Grabſpaten nieder und ſetzte ſich an den Fuß der hohlen Eiche.

„Gut, gut, gut, gut!“ brummte er; „meine Nerven ſind noch gut; ich bin heraufgeſtiegen, ohne ein Mal auszuruhen. — Ich werde ſicherlich weiter kommen, als der ſchwediſche Bauer, von welchem die Zeitungen erzählten. — Und der ſchwediſche Bauer iſt hundertvierunddreißig Jahr alt geworden. — Er hatte gewiß eine Unbeſonnenheit begangen, weil er ſo jung geſtorben iſt.“

Die Knochen ſeiner Hände rieben ſich freudig an einander. Dann öffnete er eine kleine ſilberne Doſe und nahm mit heiterer Miene eine Priſe Es war unſer liebenswürdiges Geſpenſt, der ältere Bruder Jean's von der See. Er hatte ziemlich eine Viertelſtunde vor Fargeau und dem Vetter und Freunde voraus.

„Folglich habe ich noch dreißig Jahre zu leben,“ fuhr er fort, „das heißt, wenn ich nicht älter werden ſollte, als der ſchwediſche Bauer. — Aber ich werde klüger ſein, als er! — Wenn ich erſt ſehr alt bin, werde ich mich ſorgſam pflegen. — Meiner Sir! meine Mittel erlauben mir das! — In dreißig Jahren werden meine zwei Millionen noch etliche Junge bekommen.“

Aus den Runzeln unter den borſtigen Haaren ſeiner weißen

Brauen strahlte ein Blitz hervor, der aber auch sogleich wieder erlosch.

„Meine beiden Millionen!“ wiederholte er, während seine trockene und gebrochene Stimme eine liebkosende Betonung annahm; „meine kleinen Lieblinge — meine Schätzchen, Schätzchen, Schätzchen! — Auf, junger Mann! — wir haben noch eine Arbeit zu verrichten.“

Mühsam erhob er sich und nahm seinen Grabspaten zur Hand. Während er über die Höhe hinwegschritt, fuhr er fort, mit sich selbst zu plaudern, wie eine Thürschließerin, welche den Hof abkehrt.

„Ja, ja, ja, ja!“ sagte er; „ich habe noch eine Arbeit. — Es ist vielleicht ein Fehler gewesen, daß ich in dieses Land zurückgekehrt bin — aber ich dachte, daß mein Meisterstückchen in dem Keller Allen den Garaus machen würde. — Es war so hübsch eingerichtet! — Aber nein! Es scheint, als hatten der Fargeau und der Maudreuil sich hinter der Fronte gehalten. — Und nun sind die beiden lieben Freunde meiner Fährte gefolgt. — Ich habe sie gestern Beide erkannt! — Ob sie mich gesehen haben? Ich glaube nicht. Und überdieß schlafen sie jetzt noch.“

Er schritt zwischen den beiden Felsen an der Stelle hindurch, wo vor zwanzig Jahren Besnard mit drei Rehposten im Kopfe gefallen war.

„Einer hat mich gesehen,“ fuhr er fort, während sich sein Antlitz bräunte, „und das war der Mensch — der Bauerbursche — welcher Jean Créhu, meinem verstorbenen Bruder, so ähnlich sieht, und auch dem Manne gleicht, welchen ich jüngst schlafend und lächelnd sechszig Fuß tief unter der Erde neben dem

Skelett des alten Romblon in der Sparbüchse fand. — Der hat mich gesehen — das weiß ich gewiß — und darum muß ich eilen!"

Das Gespenst war indeß um den Felsen gegangen. Er war in den Theil des Waldes getreten, in welchem die beiden Romblon einst die Spieler des Todes mit ihren mit Werg geladenen Flinten aufgestellt hatten. Der Buschwald war seitdem mehr, als ein Mal, abgeholzt, aber die Pfosten der alten Barrière standen noch fest, gerade und unversehrt. Das Gespenst blieb neben dem ersten Pfosten zwischen dem Felsen und dem Abhange stehen. Erst am gestrigen Tage hatte er den aus der Tontine herrührenden Schatz hier vergraben. Vorgestern war er von Paris angekommen. Wäre er in seinem Loche auf dem Brunnenplatze in der Sackgasse geblieben, so hätten die, welche ihn suchten, vielleicht seine Spur so bald nicht entdeckt. Aber sein Schatz beunruhigte ihn so sehr, daß er seine ruhige Besonnenheit und seinen Verstand verlor. Er wollte den Schatz vergraben. Von allen Orten, welche ihm in der Umgegend der guten Stadt Vitré als Versteck dienen konnten, wählte er den Abhang der Mestivière. Das war in der That ein vorzüglicher Ort. In sechs Monaten kann nicht eine Christenseele hier vorbei. Aber Maudreuil und Fargeau waren gemarterte Seelen. Maudreuil und Fargeau suchten das ganze Revier ab, gleich wackern Jägersleuten. Am verwichenen Abende hatten sie den Greis aus dem Niederwalde kommen gesehen. Deßwegen standen Beide heute Morgen so früh auf. Das Gespenst hatte seinen Schatz am Fuße des ersten Pfostens vergraben. Der Niederwald begrenzte diesen Ort von drei Seiten mit einem fast undurchdringlichen Dickicht. Die vierte Seite wurde durch die

Rückſeite des Felſens noch beſſer vertheidigt. Der Felſen war auf dieſer Seite nicht jäh abgeſchnitten, wie auf den Seiten nach der Meſtivière zu, ſondern hatte vielmehr einen ziemlich ſanften, mit Moos bewachſenen Abhang. Hätte der Zufall einen Fremden hierher geführt, ſo würde dieſer Fremde über den Schatz haben hinweggehen können, ohne zu ahnen, daß er über Millionen ſchreite; denn abgeſehen davon, daß die Millionen in den Wäldern, ſelbſt in den vitriatiſchen Wäldern ziemlich ſelten ſind, ſo war auch das liebenswürdige Geſpenſt zu ſchlau, als daß es nicht ſein Verſteck auf geſchickte Weiſe hätte herrichten ſollen. Es hatte das Moos wieder auf den aufgewühlten Erdboden gepflanzt und trocknes Laub und dürre Reiſer darüber geworfen. So blieb keine Spur von ſeinem Werke. Herr Fargeau und Herr Maudreuil hatten daher Beide, Einer nach dem Andern, vergebens geſucht.

Das Geſpenſt ſetzte den Grabſpaten an und hörte auf zu plaudern. Aber in dem Augenblick, als es den erſten Spaten Erde auswerfen wollte, ließ ſich ein leichtes Geräuſch auf dem Wege von Ceuil nach der Meſtivière vernehmen. Das Geſpenſt lauſchte. Ein anderes Geräuſch ließ ſich in entgegengeſetzter Richtung vernehmen und ſchien von dem Mittelpunkte des Waldes herzukommen.

Das Geſpenſt wartete und hielt ſeinen Athem an. Es hoffte, daß das zweifache Geräuſch nichts zu bedeuten haben werde und dachte:

„Auf dieſer Seite wird Jemand von dem Schloſſe kommen, um ſich nach Vitré zu begeben. — Dort wird ein Wilddieb ſein — vielleicht auch nur ein Reh —“

Aber das zweifache Geräuſch kam von beiden Seiten näher, und man konnte bereits errathen, daß die beiden noch unſichtbaren Weſen, deren Annäherung ſich durch jenes Geräuſch verrieth, mit unendlicher Vorſicht zu Werke gingen. Das Geſpenſt begann zu zittern. Es wartete noch einen Augenblick, während es ſich auf ſeinen Grabſpaten ſtützte und lauſchte. Schon war das Geräuſch von beiden Seiten ganz nahe. Er ſchob ſeinen Spaten in das Dickicht und legte ſich ſelbſt flach auf den Bauch zwiſchen das Laub, von welchem die Farbe ſeiner Jacke nicht ſehr abſtach. In demſelben Augenblick wurden zur Rechten und zur Linken die Zweige des Dickichts aus einander gebogen. Fargeau und Maudreuil ſtanden einander gegenüber. Sie erſchraken Beide und erhoben ihre Piſtolen gegen einander.

„Es iſt genug für uns Beide," ſagte Maudreuil, „wir wollen theilen!"

„Es ſei!" antwortete Fargeau, „wir wollen theilen!"

Aber in dem Augenblick, als Maudreuil ſeine Piſtole ſenkte, drückte Fargeau ab. Der Vetter und Freund ſank. Er hatte die Kugel in die Bruſt erhalten. Fargeau neigte ſich über ihn, um ſich zu überzeugen, ob er wirklich todt ſei. Da Maudreuil noch athmete, ſo ſchoß er ihm die Kugel ſeiner zweiten Piſtole durch die Schläfe. Dann blickte er um ſich. Hätte er auch über ſich geſehen, ſo würde er einen Mann erblickt haben, der unbeweglich, wie eine Statue, und in der Tracht eines vitriatiſchen Bauern auf der Spitze des Felſens ſtand. Dieſer Mann hatte die Arme über einander geſchlagen und ſtützte ſich mit einem Ellbogen auf einen Grabſpaten. Er hatte Alles geſehen. Kalt und ruhig, wie ein Richter,

ſchaute er hinab. Fargeau hatte ihn nicht bemerkt. Anſtatt ſeine Piſtolen wieder zu laden, nahm er ſeinen Spaten und unterſuchte den Boden. Nach etwa zwölf vergeblichen Einſtichen in den Boden, berührte ſein Spaten friſch gelockerte Erde. Fargeau ſtieß einen Freudenruf aus.

„Hier iſt es!“ ſagte er; „und es gehört mir!“

Die Aufregung bewirkte, daß ſeine Stimme zitterte. Er warf ſeinen Spaten hinweg und nahm aus ſeiner Brieftaſche die Entſagung, welche er Bertha abgenöthigt hatte.

„Ich bin bei dem Notar geweſen,“ fuhr er fort; „ich habe ihm die Urkunde gezeigt, — es iſt Alles in Ordnung. Das Gold hier, dieſer Wald, die Ländereien, welche ihn umgeben, das Schloß, die Meiereien, die Mühlen, Alles, Alles gehört mir!“

Der Bauer rührte ſich nicht auf dem Felſen. Zwiſchen dem Laube lag das Geſpenſt noch immer regungslos, gleich dem vermoderten Stamme eines alten Baumes. Fargeau hob ſeinen Spaten wieder auf und ſtach tief in den Boden. Dann arbeitete er mit höchſter Anſtrengung aller ſeiner Kräfte. Langſam, ſehr langſam zog das Geſpenſt eine ſeiner Hände unter ſeinem Körper hervor und zog eine Piſtole aus ſeiner bretoniſchen Jacke. Fargeau fuhr fort, die Erde auszuwerfen. Das Geſpenſt richtete ſich hinter einem Baume empor. Seine Piſtole blitzte. Fargeau ließ den Spaten fallen. Er war an der Schulter verwundet. Das Geſpenſt ging ihm einen Schritt entgegen. Fargeau wollte entfliehen. Aber das Geſpenſt, welches ſeine Hand zittern fühlte, ſchoß aus größerer Nähe ſeine zweite Piſtole gegen ihn ab, und

Digitized by Google

Fargeau fiel auf Maudreuils Leichnam. Trunken über den errungenen Sieg reckte das Gespenst seine beiden Arme aus.

„Dem letzten Ueberlebenden!" rief es; „das bin ich! ich! — ich! — Ich allein bin noch da!"

Mit den Füßen zertrat es die von Bertha unterzeichnete Entsagungs-Urkunde, welche Fargeau's Händen entfallen war In seinem Entzücken richtete das Gespenst seinen gebeugten Körper so hoch und gerade auf, wie es das vielleicht seit funfzig Jahren nicht gethan hatte, und seine kleinen leuchtenden Augen richteten einen triumphirenden Blick gen Himmel. Aber es schlug die Augen schnell wieder nieder, als wären sie einem zu hellen Strahl der Sonne begegnet. Seine Arme sanken schlaff an dem Körper nieder. Seine Kinnlade zitterte. Es hatte den Bauer erblickt, welcher sich auf der Höhe des Felsens auf seinen Grabspaten stützte. Der Bauer begann jetzt langsam zu ihm hinabzusteigen. Und dieser Bauer war Tiennet Blöne. Das Gespenst wurde vom Kopf bis zu den Füßen von einem Schauder überlaufen. Er fuhr mit der Hand nach dem Herzen; dann schwankten seine Beine

„Dreißig Jahre!" murmelte es; „ich habe noch dreißig Jahr zu leben!"

Tiennet Blöne hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt. Das Gespenst bewegte seine Arme, als hätte es einen Stützpunkt gesucht. Seine Augen öffneten sich und dreheten sich in ihren tiefen Höhlen. Tiennet hörte es noch murmeln:

„Dem letzten Ueberlebenden! — dreißig Jahre! — man stirbt nicht so schnell!"

Dann wurde es von einem Schauder geschüttelt, daß seine

Knochen knackten, und es sank, an Altersschwäche gestorben, seiner ganzen Länge nach nieder.

. . . . . .

Tiennet Blône machte ein großes Loch an dem Fuße des Pfostens. Er nahm den Schatz an sich und legte die drei Leichen an dessen Stelle.

Epilog.

Als die arme Bertha von Paris abreiſte, hatte ſie inſtinktmäßig den Weg nach der Bretagne eingeſchlagen. Was Mazurka betrifft, ſo empfing er an dem Abende des Tages, an welchem Menand jun. (welch wehmüthige Erinnerung!) ſeine letzte Schalotte verzehrte, ein Briefchen von Lucienne.

Dieſes Briefchen meldete:

„Wir ſind in Chartres und reiſen weiter.“

Das reichte für Mazurka hin. Er nahm ſofort Extrapoſt.

. . . . . .

Frau von Marans ſtützte ſich auf Mazurka's Arm, und Beide plauderten mit einander, wie alte Bekannte.

„Es iſt mir, als wäre ich aus einem Traume erwacht!“ ſagte Bertha.

„Meine Schweſter,“ antwortete Mazurka, „ich habe Sie ſeit zwanzig Jahren geſucht und geliebt. — Wie viel Freude ich empfinde, mit Ihnen Arm in Arm gehen zu können, das vermag ich gar nicht auszuſprechen. Ich bin glücklich, ich bin ſtolz

— es ist mir, als wären alle Narrheiten meines Lebens gesühnt. — Ach!" unterbrach er sich dann plötzlich, „Bruder und Schwester müssen sich wohl dutzen?"

Bertha reichte ihm lächelnd ihre Stirn.

„Ich will Dich gern dutzen, mein armer Tiennet," sagte sie, „aber wir sind nun schon alte Leute und dürfen nicht mehr wie Kinder handeln."

Mazurka küßte sie. Dann bewunderte er einen Augenblick ihre seltene und edle Schönheit.

„Meine Schwester! meine innig geliebte Schwester!" rief er aus, „wie gütig ist Gott!"

Und dem großen Mazurka traten Thränen in die Augen. Auch Bertha war ergriffen, obgleich ihr Herz an etwas ganz Anderes dachte. Schweigend stiegen sie den Pfad hinab. Als sie vor die beiden Felsen gelangten, welche so oft in unserer Erzählung erwähnt sind, blieb Tiennet stehen und sagte:

„Da sind wir!"

Bertha erwachte aus ihrem Traume.

„Wir sind da?" fragte sie; „das ist die Mestivière?"

Sie machte sich schnell von seinem Arme los und lief voran. Als sie auf der Höhe war, schaute sie nach allen Seiten um sich. Sie faltete ihre Hände und aus ihren Augen ergossen sich reichliche Thränen.

„Dies ist also die Mestivière!" rief sie aus.

Dann fuhr sie unter Thränen lächelnd fort:

„Ich hatte die Mestivière nie gesehen, aber es ist mir, als würde ich sie wiedererkannt haben, auch ohne daß mich Jemand aufmerksam gemacht hätte! — Also hier! mein Gott! hier!"

Ihr Finger zeigte nach der hohlen Eiche, dem Riesen des

Waldes von Ceuil, die noch immer an dem äußerſten Ende der Hochfläche ihre gewaltigen Aeſte ausbreitete, welche die Stärke gewöhnlicher Bäume hatten. Ach! müſſen wir erſt ſagen, von welchen Gedanken in dieſem Augenblick Bertha's Herz erfüllt wurde? Sie befand ſich an dem Orte, wo ſie mit Lucien zuſammenzukommen pflegte. Hierher hatte ihr Hündchen Chéri ſie täglich geführt, als ſie noch blind und ſechszehn Jahr alt geweſen war. Hier hatte ſie zum erſten Male Lucien's Hand in der ihrigen zittern gefühlt. Hier hatte ſie zum erſten Male Lucien furchtſam und aufgeregt ihr in das Ohr ſagen gehört:

„Bertha! o, Bertha! ich liebe Dich!"

Das war hier der Ort ihrer Jugendliebe, ihrer Erinnerungen, ihres Glücks! Sie ging von einem Gegenſtande zum andern über und betrachtete aufmerkſam jede Kleinigkeit: die Baluſtrade, welche man einſt um ihretwillen errichtet hatte, damit ſie ſich nicht an gefährliche Orte verirren könne; die Vesvre, deren Gemurmel ſie ſo oft gehört hatte; die Höhlung der Eiche und die Stelle, wo ſie ſich mit ausgebreiteten Armen hinabgeſtürzt hatte, indem ſie ausrief:

„Mein Gott! nimm meinen Geiſt hin!"

Mazurka las alle dieſe Gedanken in ihren Zügen. Er folgte ihr ſchweigend und achtete ihre ſchmerzhafte Freude, ihre frommen Erinnerungen.

Sie wandte ſich wieder gegen ihn. Beide ſanken einander in die Arme.

„Lucien! mein armer Lucien!" klagte ſie; „ich habe ihn zum erſten und zum letzten Male geſehen!"

Mazurka ſchlug ſeine Augen nieder, um ſein Lächeln zu

verbergen. Sein Blick wandte ſich verſtohlen nach dem Buſchwalde. Niemand zeigte ſich von dieſer Seite.

„Siehe, Bertha," ſagte er; „da iſt die Wurzel, an welche Du Chéri mit ſeinem rothen Bande feſſelteſt. — Ich ward von einem ſchönen Schrecken ergriffen, als ich ihn da fand."

„O! das war eine ſchreckliche Nacht!"

„Und der Tag, welcher vorangegangen war — jenes Ehegelöbniß, das Du vergebens ſuchteſt! — Aber Du wareſt damals blind, meine arme Bertha, — vielleicht ſuchteſt Du nicht ordentlich —"

Er hatte ihre Hand ergriffen und führte ſie in die hohle Eiche. Bertha ließ Alles mit ſich geſchehen.

„Da ſaßen wir," ſagte ſie, als ſie die hölzerne Bank ſah; „er nahm ſeine Flinte und ſagte zu mir: „Ich gehe nach Vitré!" — O! es iſt mir, als wäre das Alles erſt geſtern vorgegangen!"

„Da iſt das Loch," unterbrach Mazurka die Sprechende.

Er zog zwei oder drei Hände voll Moos aus demſelben.

„Wozu das?" fragte Bertha.

„Suche nochmals," ſagte Mazurka.

Sie gehorchte, wie man in eine Kinderei eingeht. Ihre Finger fühlten ein Papier. Sie ſtieß einen Schrei aus. Das Eheverſprechen war in ihren Händen. Sie wurde bleich und war gezwungen, ſich zu ſetzen.

„Bertha, — meine kleine Bertha," ſagte Mazurka, indem er ſich vor ihr auf die Kniee warf, „wenn Du ihn nun wiederſähſt?"

„Nie! nie!" rief Frau von Marans aus.

„Du liebſt ihn nicht mehr?"

„Möge Gott Dir dieſen Gedanken verzeihen, Tiennet!"

„Nun?“

Höre! — Du weißt nicht — und ich kann es Dir nicht ſagen, — welches ſchreckliche Ereigniß, — welche unüberwindliche Schranke mich von ihm trennt.“

„Er iſt der Vater Deiner Kinder, Bertha!“

„Eben deßwegen darf er nicht — o nie! nie erfahren — daß die Mutter Lucienne's und Gabriels —“

„Wenn er aber ſchon Alles wüßte!“

Bertha blickte Mazurka ſtarr an. Sie preßte beide Hände auf ihr Herz.

„Wenn er ſchon Alles wüßte!“ ſtammelte ſie; „dann würde ich ſterben! — Er weiß es?

Da Mazurka nicht antwortete, ſo wurde ſie leichenblaß. Ihre Lippen zitterten.

„Er weiß Alles!“ ſagte ſie ſo leiſe, daß Mazurka es kaum hören konnte.

Ihre Augen ſchloſſen ſich. Sie athmete nicht mehr.

In dem Augenblick, als ſich Mazurka erſchreckt erhob, ſah er ſich Lucien gegenüber.

„Ich habe Alles gehört,“ ſagte dieſer Letztere; „ſie ſpricht nicht mehr. — Sie hat geſagt, daß ſie ſterben würde! — Bertha! Bertha!“

Bertha war ihrer Beſinnung beraubt.

„Iſt ſie todt?“ fragte Lucien mit erſchreckender Ruhe.

Ohne die Antwort zu erwarten, riß er die Binde ab, welche bis dahin ſeine Stirn und ſeine Augen bedeckt hatte. Er ſtieß einen Freudenſchrei aus, denn er hatte das Augenlicht wieder erlangt. Er war nicht mehr blind.

„Bertha! Bertha!“ rief er dann aus und warf ſich auf ſie; „ich ſehe Dich! — Todt! todt!“

Seine Lippen legten ſich auf Bertha's Mund, durch welchen der Athem wiederkehrte. Es war, als hätte ſie durch dieſen Kuß das Leben wieder erhalten.

„Bertha!“ rief Lucien in dem Uebermaß ſeiner Freude aus, „wir würden mit einander geſtorben ſein.“

. . . . . .

An dem Abende dieſes Tages war die Familie Créhu de la Saulays in dem Speiſeſaale des Schloſſes Ceuil vereint. Sie waren alle zugegen: Bertha, Lucien, Tiennet, Gabriel, Lucienne, Clemence. Und die Glücklichen konnten faſt nicht eſſen! Indeß hatte, wie wir bekennen müſſen, Mazurka ſeinen Appetit völlig verloren. Er ſaß neben Lucienne, die nicht ſprach und deren Herz trotz aller Freude recht wehmüthig war. Bertha und Lucien betrachteten einander und betrachteten ihre Kinder. Bertha ſchien zu ſagen:

„Siehe, was ich Dir mitgebracht habe!“

Mazurka ſchob ärgerlich ſeinen Teller von ſich.

„Na,“ ſagte er, „ich reiſe wieder fort — ich gehe nach Schleswig-Holſtein!“

Lucienne erſchrak. Aller Augen richteten ſich fragend auf Mazurka.

„Jeder iſt zufrieden,“ fuhr er fort; „meine Schweſter Bertha beſitzt vier Millionen, um Jeden reich zu machen, den ſie lieb hat; unſere ſchöne Clemence heirathet den Taugenichts von einem Gabriel, der übrigens alle ſeine Miſſethaten dadurch wieder gut gemacht hat, daß er Lucien das Augenlicht wieder

gab; — Lucien hat ſeine Frau wiedergefunden; — und ich habe hier nichts mehr zu thun."

„Wie!" wollte ihn Bertha unterbrechen.

„Schweſterchen! ich bin verliebt in Lucienne, die mich ebenfalls liebt und meine weibliche Nichte iſt —"

Lucien wurde purpurroth. Sie wagte nicht, ihre Augen aufzuſchlagen. Alle Anweſenden ſchwiegen.

„Weil wir eine Familie bilden, welche Gott und der Zufall, Gott weiß wie? zuſammengebracht hat," nahm Mazurka wieder mit Feſtigkeit das Wort, „ſo iſt das kein Grund, die Geſetze der Religion zu übertreten. Im Gegentheil müſſen wir uns danach halten, daß wir das Glück verdienen, welches Gott uns geſchenkt hat. — Ich bin wunderlich in der Welt umhergeworfen, aber ich bin ein guter Chriſt geblieben. — Wenn die katholiſche Religion mir erlaubt, Lucienne zu heirathen, ſo bleibe ich für den Reſt meiner Tage bei Euch — wenn nicht, ſo küſſe ich noch einmal väterlich ihre Stirn, gebe ihr die blaue Blume zurück, welche ich ihr für Bertha's vier Millionen nicht gegeben haben würde, und gehe irgend wohin, wo man Krieg führt, gleich viel, ob nach Mittag oder Mitternacht, nach Morgen oder nach Abend, und laſſe mich todtſchießen als ein tapferer Kerl, dem aber nirgends das Glück blüht!"

Zwei Thränen rollten über Lucien's Wangen. Bertha ging um den Tiſch und ergriff die Hand ihrer Tochter.

„Liebſt Du ihn?" fragte ſie.

Lucienne neigte ſich an ihre Bruſt und ſagte ganz leiſe:

„Ja, Mutter, ich liebe ihn!"

Bertha legte die Hand ihrer Tochter in Mazurka's Hand.

„Jean Créhu de la Saulays," ſagte ſie, „war mein Vater

Digitized by Google

nicht. Meine Mutter ſchenkte mir auf ſeinem Schiffe das Leben, nachdem ſie erſt wenige Tage vorher durch ihn entführt war. Ich erlaube Dir jedoch, mich ferner Deine Schweſter zu nennen, Tiennet Blöne, weil ich Dich ebenfalls wie einen Bruder liebe.“

Mazurka nahm Lucienne auf ſeine Arme, wie man eine Beute ergreift.

„Gott ſoll mich leben laſſen!“ rief er aus; „dann mag man ſich in Schleswig-Holſtein ohne mich ſchlagen; ich werde ein Haſenherz werden, wie ein echter Millionär, und meine Löwenkrallen nur noch zeigen, wenn es gelten ſollte, meinen Schatz zu vertheidigen!“

„Mit Ehren zu vermelden,“ ſagte unſer Freund Yaume, der in dieſem Augenblick eintrat und den Braten brachte; „der Herr Philippe hat ein Ende daraus gemacht, wie man zu ſagen pflegt. — Das könnte mich in Verſuchung führen, deſſelbigen gleichen zu thun; aber allein, da ich jenſeits der Grenze gedient habe, ſo müßte ich eine anſtändigere Perſon haben, als ſolch ein Bauernmädchen vom Lande. — Ich ſchmachte nach einer Stadtmamſell, die geiſtvoll, ſchön und reich ſein muß. — Ich werde ſuchen. — Herr Philippe hat Glück im Finden gehabt.“

Ende.

Anzeige. Bis zum Schlusse des Jahres 1851 sind noch zu dem beigesetzten herabgesetzten Preise von 8 Thlr. 15 Sgr. zu haben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

H. de Balzac's
sämmtliche Werke.

Aus dem Französischen.

82 Bände. Herabgesetzter Preis: 8 Thlr. 15 Sgr.

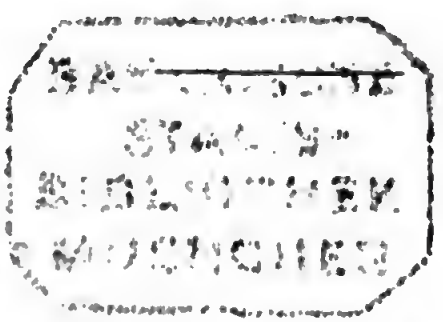
(Ladenpreis: 41 Thlr.)

☞ **Die einzelnen Romane Balzac's werden auch apart (à Band 5 Sgr.) abgegeben, als:**

1) Der Hundertjährige. 2 Bände.
2) Die Chouans. 2 Bände.
3) Physiologie der Ehe. 3 Bände.
4) Geschichte der Größe und des Verfalles des Cäsar Birotteau. 2 Bände.
5) Dom Gigadas. Aus dem Franz. von L. G. Förster. 2 Bände.
6) Das mystische Buch. 2 Bände.
7) Albert Savarus.
8) Ursula Mirouet. 2 Bände.
9) Die Gefahr der Mystificationen.
10) Die ausgezeichnete Frau. 2 Bände.
11) Der Arzt auf dem Lande. 2 Bände.
12) Der Chagrin. Ein philosophischer Roman. 2 Bände.
13) Die beiden Brüder. Claudinens Launen.
14) Dinah Piédefer.
15) Memoiren zweier jungen Frauen. 2 Bände.

Digitized by Google

16) Honorine. Die falsche Geliebte.
17) Der Israelit. 3 Bände.
18) Eine Evatochter; und Massimilla Doni. 2 Bände.
19) Die Lecamus. 2 Bände.
20) Der Excommunicirte. 2 Bände.
21) Die Erforschung des absoluten Princips. 2 Bände.
22) Pierrette.
23) Scenen aus dem pariser Leben. 8 Bände.
24) David Sechard. 2 Bände.
25) Beatrix, oder die erzwungene Liebe. 2 Bände.
26) Die Lilie im Thale. 2 Bände.
27) Die Komödie des Teufels und andere Erzählungen.
28) Der Pfarrvicar in den Ardennen 2 Bände.
29) Eugenie Grandet. 2 Bände.
30) Esther. 2 Bände.
31) Modeste Mignon. 2 Bände.
32) Louis Lambert.
33) Gambara. Der Landpfarrer.
34) Die alte Jungfer.
35) Drei Jahre aus dem Leben einer jungen Frau. (Eine Fortsetzung des Romans „Beatrix".)
36) Das Haus Nucingen.
37) Die Junggesellenwirthschaft.
38) Die blasse Jane. 2 Bände.
39) Die letzte Fee.
40) Der Criminalrichter und andere Erzählungen.
41) Entschwundene Täuschungen.



Digitized by Google